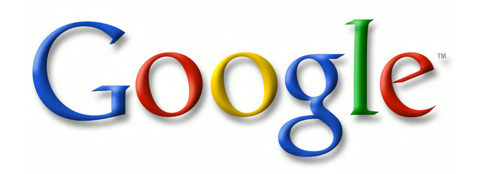





# Heinrich Heine's Verhältnis zur Religion.

Von

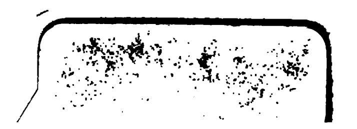
Dr. Alfred Christlieb Kalischer.

Dresden-N.

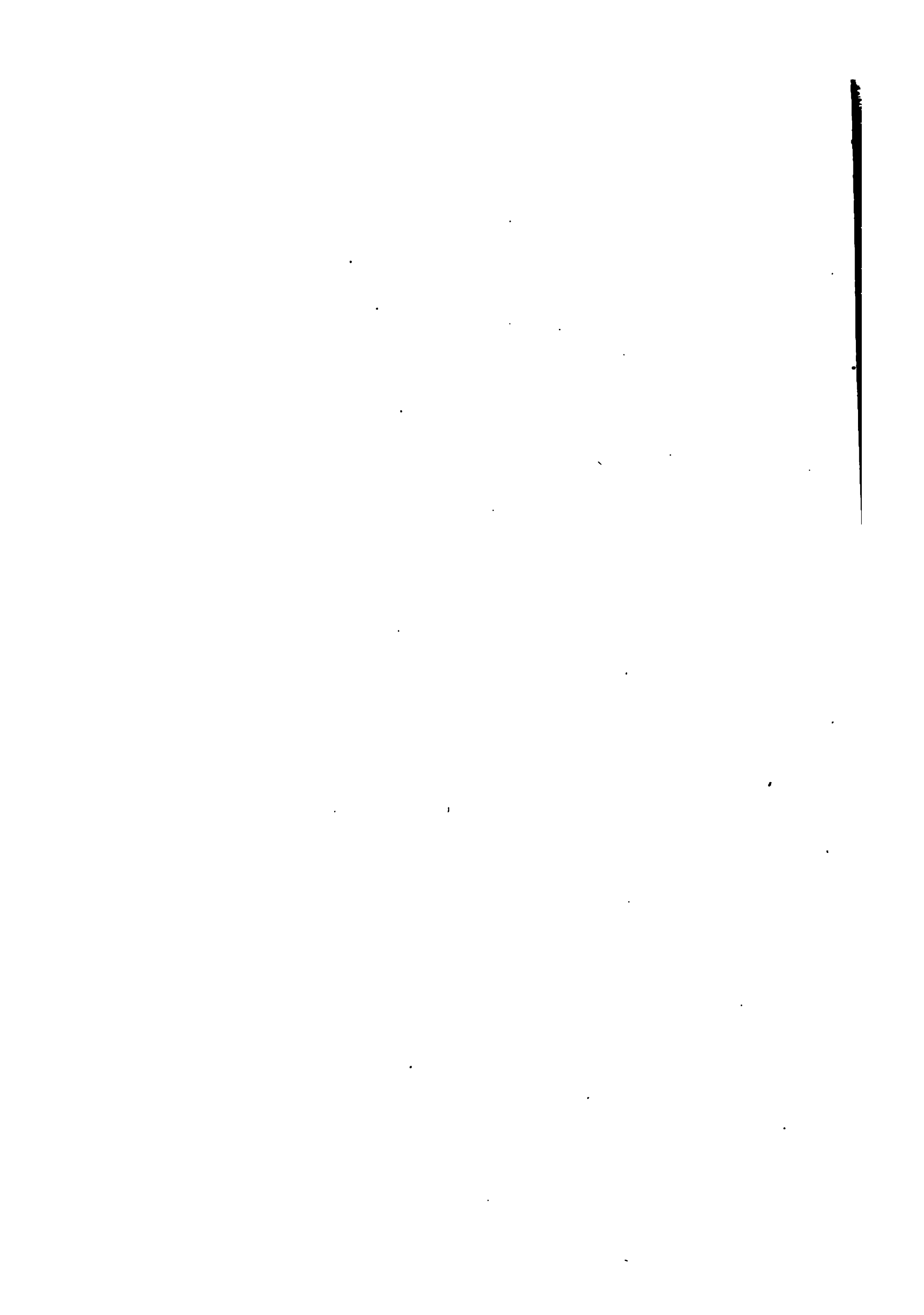
Ferdinand Oehlmann Verlagsbuchhandlung

1890.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE







# Heinrich Heine's Verhältnis zur Religion.



Von

Dr. Alfred Christlieb Kalischer.



Dresden-N.
Ferdinand Oehlmann Verlagsbuchhandlung
1890.



# I.

Wenn über irgend etwas in Heinrich Heines Geistesleben die Meinungen noch wenig geklärt oder gar kaum noch in eine gewisse Übereinstimmung gebracht sind: so ist es über das religiöse Verhalten dieses genialen Dichters.

In dieser Beziehung wird Heine auch heutzutage noch ebenso von den Bekennern des Christentums, wie von den Bekennern des Judentums arg verkannt und demzufolge verketzert. All die schnellfertigen Verurteilungen und Verunglimpfungen, die Heine in diesem Betrachte sowohl von mosaischer wie von christlicher Seite erfahren hat und noch erfährt, sind auf ein gewisses Erbübel im Wesen der meisten Menschen zurückzuführen: nämlich auf eine schier unglaubliche Oberflächlichkeit im Kritisieren. So hat etwa der Orthodox-Mosaische in Heine's sämtlichen Werken die eine oder die andere Stelle gegen die Starrheit der alttestamentlichen Orthodoxie gelesen: Grund genug für ihn, Heine für einen Abtrünnigen und radikalen Gottesleugner zu erklären. Der Reformiert-Mosaische, — insofern er die Taufe auf Christus durchaus perhorresciert — klammert sich an diesen oder jenen Ausspruch Heine's über die christlichen Symbole und Sakramente, um felsenfest überzeugt zu erscheinen, der weltberühmte Sänger des „Buches der Lieder" habe sich über den ganzen Geist des Christentumes durchaus nur lustig gemacht, er sei im Grunde des Herzens dem Mosaismus durchaus treu geblieben. — Der strenggläubige Christ nimmt so sehr Ärgernis an den hie und da auftauchenden Verspottungen seiner höchsten Heilswahrheiten durch Heine, daß er darüber gegen des Dichters weithinglänzende Verherrlichung des Christgeistes vollkommen blind erscheint, ja daß er in seiner formell abgeschlossenen Gläubigkeit gar keinen Sinn für das Streben und Suchen nach

Gott behält, wie es sich in Heine ebenso wie im unsterblichen Goethe offenbar gemacht hat. Endlich hat auch der freisinnige oder indifferente evangelische Christ kein rechtes Behagen an Heine als religiösem Schriftsteller: ihn stören wohl gar scheinbar katholisierende Tendenzen in dessen Werken. Er kann es nicht fassen, daß ein romantisches Dichtergemüt von der Art Heine's doch auch noch Sinn genug für die Poesie des Marien- und Madonnenkultus behält; überhaupt ärgert's den Freigeist oder den Indifferenten, daß Heine schließlich den sogenannten Atheismus völlig verlassen und reumütig als armer Lazarus in den Schoos der ewig waltenden Gottheit zurückgeflohen ist.

Es wird sich jedoch zeigen lassen, daß all diese Kategorieen unserm Dichter mehr oder weniger Unrecht thun. Ein einheitliches, harmonisches Bild von Heine's religiösem Leben kann nur gewonnen werden, wenn man des Dichters Gesamtwerk daraufhin durchmustert und auf Grund seiner gesamten schriftstellerischen Thätigkeit die Summe zieht. — Dieses soll hiermit geschehen. —

Man muß sich zunächst vergegenwärtigen, daß der genetische Entwickelungsprozeß in Heine's religiösem Leben ein ungewöhnlicher zu nennen ist. Harry (Heinrich) Heine genoß im elterlichen Hause eine streng orthodox-mosaische Erziehung. Einige Beispiele, wie der junge Heine einerseits bemüht ist, die strengen Religionssatzungen zu erfüllen, andrerseits dieselben mit großer Schlauheit zu umgehen, mögen hier nach der Heinebiographie von Adolf Strodtmann (II. Aufl. 1873, I, p. 19/20) mitgeteilt werden: „Die beiden Kinder — heißt es dort — standen an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen rasselten herbei, und die müßigen Gaffer wurden aufgefordert, sich in die Reihe der Löschmannschaften zu stellen, um die Brandeimer weiter zu reichen. Als an Harry die gleiche Aufforderung erging, sagte er bestimmt: ‚Ich darf's nicht, und ich thu's nicht, denn wir haben heut Schabbes.'" „Schlau genug wußte der acht bis neunjährige Knabe jedoch ein anderes Mal das mosaische Gebot zu umgehen. An einem schönen Herbsttage — es war wieder ein Samstag — spielte er mit einigen Schulkameraden vor dem Prag'schen Hause, an dessen rebenumranktem Spalier zwei saftige reife Weintrauben fast bis zur Erde herabhingen. Die Kinder bemerkten dieselben und warfen ihnen lüsterne Blicke zu, aber der Vorschrift gedenkend, nach welcher man an jüdischen Feiertagen Nichts von Bäumen abpflücken darf, wandten sie bald der verführerischen Aussicht den Rücken und setzten ihr Spiel fort. Harry allein blieb vor den Träubchen stehen, beäugelte sie nachdenklich aus geringer Entfernung, sprang dann plötzlich bis an das Spalier heran, biß die Weinbeeren eine nach der andern ab und verzehrte sie. ‚Roter Harry' — diesen Spitznamen hatten ihm seine Kameraden wegen der rötlichen Farbe seines Haares erteilt, die später mehr in's Bräunliche überging —,

‚Roter Harry!‘ riefen die Kinder entsetzt, als sie sein Beginnen gewahrten, ‚was hast Du gethan!‘ — ‚Nichts Böses‘, lachte der junge Schelm; ‚mit der Hand abreißen darf ich nichts, aber mit dem Munde abzubeißen und zu essen, hat uns das Gesetz nicht verwehrt!‘“

Der **Jüngling** Heine fühlt und empfindet noch ganz national-jüdisch. Dieses erkennt man am besten aus des Dichters Briefen an seinen edlen Freund **Moses Moser**. So schreibt Heine einmal aus Lüneburg (im Mai 1823) an denselben: „Hast Du an obigem Bilde nicht gemerkt, daß ich ein jüdischer Dichter bin? Doch wozu soll ich mich genieren, wir sind ja unter uns und ich spreche gern in unseren Nationalbildern. Wenn einst Ganstown*) erbaut sein wird, und ein glücklicheres Geschlecht am Mississippi Lulof benscht und Matzes kaut, und eine neu-jüdische Literatur emporblüht, dann werden unsere jetzigen merkantilischen Börsenausdrücke zur poetischen Sprache gehören und ein poetischer Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille singen: Sie saßen an den Wassern der Spree und zählten Tresorscheine, da kamen ihre Feinde und sprachen: gebt uns Londoner Wechsel — hoch ist der Cours. —

„Genug der Selbstpersiflage.“ — — —

Nichts destoweniger ist in Heine um diese Zeit aller Enthusiasmus für die positive mosaische Religion bereits erloschen, aber mit nichten seine Sympathie für die unterdrückten Stammesgenossen. So schreibt er an Moser aus Ritzebüttel (23. August 1823) über seine lieben Hamburger: „Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe, Gemütsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts.“

Heine studiert inzwischen tapfer Juristerei, er steht vor dem juristischen Examen: was Wunder, daß jetzt in der Familie des jungen Dichters das Thema von Heinrichs „Taufe“ eifrig erörtert wird. In dieser Beziehung ist der Briefwechsel zwischen Heine und Moser ebenso interessant als lehrreich. Bereits im Hochsommer 1823 (27. September) schreibt Heine aus Lüneburg: „Du siehst mich daher, trotz meiner

*) Anspielung auf den nachmals so berühmt gewordenen Juristen Dr. **Eduard Gans**, der einer der ersten war, welcher die Berliner Bestrebungen des jungen „Neu-Palästina“ aufgab und zum Christentume übertrat.

Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll. Wie Du denken kannst, kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf der (!) Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich (!) in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Ärger katholisch und hänge mich auf". . . . .

Viele, die sich Heine nicht anders denn als Religionsspötter vorstellen können, werden erstaunt sein, zu erfahren, daß dieser „Spötter" sehr andachtsvoll die Bibel zitiert. So heißt es in demselben Briefe an Moser: „Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daß ich deinen Namen nicht lästre!" —

Heine will sich also nicht aus rein äußerlichen Motiven zur Taufe bequemen. Wenn er nun nicht lange darnach dennoch die christliche Taufe empfing, so wird man wohl schon jetzt zu der Meinung berechtigt sein, daß doch ein gut Teil christlicher Erkenntnis vorhanden gewesen sein muß, als Heine sich trotz seiner eigentlichen Antipathie gegen den Taufakt dennoch entschloß, sich der heiligen Handlung zu unterziehen. Und nicht nur Heine selbst, sondern vielmehr noch der hochherzige Freund Moser sind in ihren Anschauungen aus jener Epoche geeignet, diese Meinung erheblich zu unterstützen. Wie groß Heine von Moser dachte, mag eine Stelle aus einem Briefe aus Lüneburg (9. Januar 1824) darthun. Darin heißt es: „Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehn! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen mißverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländers und Zeitgenosse von Gans; Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Teil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Recensent von Bernais, die eiserne Kiste von Cohn, der Normalhumanist, — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich mißversteht." —

Dieser Moser drückt in seinen Briefen an Heine klar und schön den Standpunkt der besten Söhne Juda's jener Zeiten hinsichtlich der christlichen Taufe aus. So schreibt Moser einmal an Heine: „Die Juden! die Juden! es macht mich traurig an sie zu denken. Es giebt keinen bittreren Kampf der Liebe und des Hasses in einer und derselben Sache, als diesen. Ich sehe aber die nahende Notwendigkeit, daß ihre Besseren als erklärte Apostel des Christentums das Werk werden vollbringen müssen." Ferner: „Das Judentum hört notwendig da auf, wo das Volk anfängt, sein Bewußtsein von sich als Gottes Volk zu verlieren und zu vergessen. Von da an giebt es keine andere Religion, als die Weltreligion, wie Christus und Muhamed zeugen." — Und ein andermal wieder: „Die jüdische Reflexion der Gegenwart tritt aus ihrer Wahrheit heraus und wird Sektengeist, ästhetischer Kram u. s. w., wenn sie sich selbst als ein allgemeines objektives Prinzip gebärdet, da sie doch ein rein subjektives ist, das sich blos aus dem Boden der Volksreligion auf den der Weltreligion zu versetzen hat. Das In—der—Mitte—schweben ist die notwendige Erscheinung einer gewissen Weise dieser Bewegung, nur darf es nicht für Etwas gelten, wenn sich dieses für das Letzte und Höchste ausgeben will."

Das sind in Wahrheit Worte würdig eines Geistes, den Heine als „Epilog von Nathan dem Weisen" charakterisiert; ja dieser Nathansmann Moser giebt auch klar zu erkennen, daß ihm die Fabel von den drei Ringen in diesen schwerwiegenden Problemen keine vollkommene Lösung und darum auch keine Erlösung gewähren kann.

Heinrich Heine aber weiß sich mit seinem Freunde Moser in vollster Harmonie, wenn er sich nun doch in dem Geiste und Sinne der christlichen Gemeinschaft anschloß, daß das Besondere, Individuelle im Allgemeinen, Universellen aufgehen soll und muß. Damit ward er der Sache Israels nicht untreu, sondern vermochte ihr erst recht in einem höheren, reineren Sinne zu dienen. In dieser Zeit (1824) freilich ist diese Idee in Heine mehr instinktiv vorhanden, als daß sie sein vollbewußtes Eigentum wird. Dazu denkt und empfindet er in diesem Stadium noch zu national-jüdisch. So heißt es in jenem Briefe an Moser vom 7. Januar 1824 unter Anderem: „Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege, wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht aufgegeben zu wirken. ‚Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse Jeruscholayim', sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen." — —

In derselben Zeit eifert Heine noch sehr gegen die Tendenz der Paria-Tragödie von Michael Beer, die ihm sonst sehr wohl ge-

fiel. Heine schreibt aus Hannover darüber Folgendes an Moser (21. Januar 1824): „Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daß der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß Alles aufbieten, daß es Niemand einfalle, letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Ähnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwertesten ist die saubere Idee, daß der Paria mutmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal interprêter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew who is a waterpoet, bet (!) a jew who is not yet baptised, a water-proove-jew (!). Ich wollte, Michel Beer wäre getauft und spräche sich derb echt almansorig, in Hinsicht des Christentums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt." — Sehr national-jüdisch klingt folgendes Sätzchen an Moser (aus Göttingen, 17. Mai 1824): „Ich gedenke für diesen Sommer viel los zu bekommen — ich denke, wir sind ja doch mal im Goles."

Überschüttet Heine nun noch im Jahre 1823 seine eigenen — namentlich Hamburger — Stammesgenossen mit sehr unparlamentarischen Artigkeiten, so wird er auch darin poliert und durchaus gemäßigt, nachdem er sich in Göttingen mit Ernst dem Studium der Geschichte des israelitischen Volkes ergeben hat. So schreibt er von diesem Musensitze unterm 25. Juni 1824 seinem Freunde: „Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi*) und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurigen Annalen durchblättere, eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen."

In poetischer Verklärung drückte Heine damals die Resultate seiner intensiven Beschäftigung mit der Leidensgeschichte Israels besonders in zwei Liedern aus, die er beide zuerst dem Freunde unterm 25. Oktober 1824 mitteilt. Das eine trägt die Überschrift: An Edom und lautet so:

„Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest dulde ich.

---

*) Nämlich der Rabbi von Bacharach, womit sich Heine in jenen Tagen beschäftigte. —

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Mut,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!"

Vom zweiten Liede, das dem novellistischen Fragmente „der Rabbi von Bacharach" als Vorwort dient, möge hier nur die erste Strophe stehen:

„Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Märtyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüt!"

Doch all diese Schmerzen und Leiden im Geiste, all dieses Hangen und Bangen, alles Schwanken und Wanken hielten den Dichter Heine nicht ab, daß er sich im 25sten Lebensjahre in den Bund der evangelischen Kirche aufnehmen ließ. —

---

# II.

Es ist nunmehr übersichtlich darzustellen, wie Heine, seitdem er Christ geworden, das Wesen der Religion nach allen Seiten hin in seinen poetischen wie prosaischen Schriften zum Ausdruck gebracht hat. Dieses erschöpfend vorzunehmen, würde ein stattliches Buch erfordern: so reichhaltig und mannigfaltig sprießen in Heine's Schriften derartige Gedanken hervor. Es sollen daher wohl all die zahlreichen Seiten des religiösen Lebens erwähnt werden, jedoch wollen die Belege zu dieser oder jener religiösen Idee, zu diesem oder jenem religiösen Problem durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. — Wir wenden uns zunächst zu den

## Allgemein religiösen Ideen.

Dahin gehört das Sinnen und Denken über Naturandacht, über Gott und Natur und über allerhand Welträtsel.

Ein prachtvoller Sonnenuntergang auf dem Brocken giebt dem Dichter der Reisebilder (I. Teil) diese Andachtsworte ein: „Es ist ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet stimmt. Wohl

eine Viertelstunde standen alle ernsthaft schweigend und sahen, wie der schöne Feuerball im Westen allmälig versank; die Gesichter wurden vom Abendrot angestrahlt, die Hände falteten sich unwillkürlich; es war, als ständen wir, eine stille Gemeinde, im Schiffe eines Riesendoms, und der Priester erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergösse sich Palestrina's ewiger Choral."

Gleich hieraus kann man das Grundwesen in Heine's religiösem Wesen erkennen. Sein ahnendes Dichteringenium erfaßt die poetische Wahrheitsfülle aller Religionsgemeinschaften, besonders auch das durch Musik durchheiligte religiöse Element.

Das ewige Problem vom „Woher"? und Wohin? beschäftigt den Dichter anhaltend. So singt er einmal folgende Welträtsel-Fragen (Gedichte: Die Nordsee, 1825—1826; zweiter Cyklus Nr. 7):

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:
„O löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldnen Sternen?"
Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort. —

Selbst in den Gedichten aus noch früherer Zeit drückt der Dichter seinen Glauben an Unsterblichkeit, an ein Jenseits aus, so in dem kleinen einstrophigen Liede:

Oben, wo die Sterne glühen,
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Todes kalten Armen
Kann das Leben erst erwarmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

Die „Schöpfungslieder" atmen viel echte Religiosität. Das besonders schöne 5. Schöpfungslied mag als Beweis dienen:

Sprach der Herr am sechsten Tage:
„Hab am Ende nun vollbracht
Diese große, schöne Schöpfung,
Uni hab' alles gut gemacht."

„Wie die Sonne rosengoldig
In dem Meere wiederstrahlt!
Wie die Bäume grün und glänzend!
Ist nicht alles wie gemalt?"

„Sind nicht weiß wie Alabaster
Dort die Lämmchen auf der Flur?
Ist sie nicht so schön vollendet
Und natürlich, die Natur?"

„Erd' und Himmel sind erfüllet
Ganz von meiner Herrlichkeit,
Und der Mensch, er wird mich loben
Bis in alle Ewigkeit!"

Auch das große Problem der Seelenwanderung (Metem ·ose), das namentlich noch in Schopenhauer's philosophischem ünde so bedeutsam und tiefsinnig erörtert wird, beschäftigt bereits lebensvollen Verfasser der „Reisebilder". So belehrt er uns dort Teil „auf Norderney") freilich in mehr satyrischer als ernster e, also: „Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es den· nicht verhehlen, das Mißverhältnis zwischen Körper und Seele t mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Natur· ebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempsychose ft der Gegenstand meines Nachdenkens. Wer kennt die große esironie, die allerlei Widersprüche zwischen Seele und Körper her· ubringen pflegt? Wer kann wissen, in welchem Schneider jetzt Seele eines Plato's und in welchem Schulmeister die Seele eines r's wohnt. Wer weiß, ob die Seele Gregor's VII. nicht in dem des Großtürken sitzt und sich unter tausend hätschelnden Weiber· chen behaglicher fühlt, als einst in ihrer purpurnen Cölibatskutte. egen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Ali's Zeiten mögen jetzt in unseren antihellenischen Kabinetten befinden! Die Seelen beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, vielleicht jetzt in dicken Konsistorialbäuchen und glühen für den doxen Lehrbegriff." . . .

Der Gedankenwert hierin ist ein sehr ungleicher. Es wird ein· tend, daß Heine in seinem damaligen metaphysischen Stadium nicht gend erkannt hat, daß das Wesen der Metempsychose mit dem

Wesen der Kongenialität zusammenhängt. Wenn dann etwa die Seele eines Plato in einem Schneider und diejenige eines Cäsar in einem Schulmeister säße: so würden eben diese Menschen vermöge ihrer Plato- oder Cäsar-Seele früher oder später ihres Platonischen oder Cäsarischen Berufes inne werden und dann gewiß aufhören, Schneider oder Schulmeister von Fach zu sein. —

Die mannigfachen Phrasen des Monotheismus charakterisiert Heine scharf und anziehend zugleich, besonders in seiner Schrift: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland." Darin heißt es einmal (2. Buch: Von Luther bis Kant): „Der Gott des Pantheisten unterscheidet sich also von dem Gotte des Deisten dadurch, daß er in der Welt selbst ist, während letzterer ganz außer oder, was dasselbe ist, über der Welt ist. Der Gott des Deisten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgesondertes Etablissement. Nur in betreff der Art dieses Regierens differenzieren unter einander die Deisten. Die Hebräer denken sich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Christen als einen liebenden Vater; die Schüler Rousseau's, die ganze Genfer Schule, denken sich ihn als einen weisen Künstler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa seine Uhren verfertigt, und als Kunstverständige bewundern sie das Werk und preisen den Meister dort oben."

Um auch ein Beispiel zu geben, wie sich Heine in stark an Blasphemie grenzender Ironie über die ewige Gottheit ergeht, sei das scheinbare Vernichten der Persönlichkeit Gottes hervorgehoben, wie es der „Alleszermalmer" Immanuel Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" zu stande gebracht hat. Heine aber bereitet in demselben Buche seine Leser mit folgenden Worten zur Würdigung der Kantischen Ideen vor: „Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der alte Jehovah selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Nilthals Ade sagte, und in Palästina bei einem armen Hirtenvölkchen ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpallast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babylonischen Civilisation in Berührung kam, und seine allzu menschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurteilen entsagte und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intriguierte, bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et

orbem, regierte. — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm alles nichts helfen. —

„Hört ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder. — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte."

Andrerseits erschaut Heine das Wesen des Monarchisch-Mon theistischen in jeglichem vollbürtigen Genius der Menschheit. Wie der absolute Monarch, so das Genie, wie die Gottheit selbst, aus welcher dasselbe geboren erscheint. In diesem Sinne ist unter anderem Heine's Wort über die Persönlichkeit Napoleon's zu verstehen (im Buche „Le Grand", Kap. 8): „Es war eine sonnig marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatte — und sie klopfte gutmütig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edel gemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: „Du sollst keine Götter haben außer mir."

Wenn Heine in seiner Sturm- und Drangperiode vornehmlich die Religion der Freiheit bekennt, so ist es ihm in jener Epoche seines Lebens nur noch nicht klar geworden, daß das Wesen der Freiheit, das Streben nach individueller Freiheit nur ein integrierender Teil der allgemeinen Religion ist. Man wird demnach folgende Stelle aus den Reisebildern (II. Band, Italien: Von München nach Genua, Kap. 29) richtig zu würdigen verstehen: „Jede Zeit glaubt" — heißt es dort — „ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde ist gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daß einst unsere Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden, vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so gierige Ungetüme, Lindwürmer und Raubriesen zu kämpfen hatten."

Aber in demselben Stadium seiner Geistesarbeit verkennt Heine durchaus nicht die Notwendigkeit der positiven Religionen. Er sieht mit Recht darin die Befriedigung der Volkssehnsucht nach metaphysischer Aufklärung. So heißt es in denselben Reisebildern aus Italien (die Stadt Lucca, Kap. 13): „Das Volk muß eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen. —

„Und dennoch ist es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muß auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen Fragen des Volks, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann." Und so wird denn das in demselben Buche (Kap. 14) folgende Heine'sche Bekenntnis ohne Weiteres verständlich: „Ich sprach im vorigen Kapitel von den positiven Religionen nur insofern sie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch besonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs bündigste beweisen wird, daß ein Gegner des Kirchtums einer solchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staates sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken, so bleibe ich doch meiner tiefsten Überzeugung nach ein Anhänger des Königtums, des monarchischen Prinzips."

Es hängt ferner mit Heine's entschieden religiösem Empfinden zusammen, wenn er, als besonders berufener Sänger der Liebe, wie sehr er sich hierbei der Ausschreitung, des Unmaßes und der Ausartung schuldig macht, dennoch den tiefen Zusammenhang zwischen irdischer und himmlischer Liebe erfühlt und erfaßt, wie er so recht eigentlich den transcendentalen, also echt religiösen Schimmer in wirklicher Liebe zwischen Mann und Weib begreift und besingt. — In diesem Sinne spricht schon der poetische Geist dieser Prosa-Worte in der „Harzreise" zu uns: „Ergießt euch, ihr Düfte meines Herzens, und sucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt schon und schläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn sie im Schlafe lächelt, so ist es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Brust liegt der Himmel mit allen seinen Seligkeiten, und wenn sie atmet, so bebt mein Herz in der Ferne; hinter den seidnen Wimpern ihrer Augen ist die Sonne untergegangen, und wenn sie die Augen wieder aufschlägt, so ist es Tag, und die Vögel singen, und die Herdenglöckchen läuten, und die Berge schimmern in ihren smaragdenen Kleidern, und ich schnüre den Ranzen und wandre." — Dahin gehört auch Folgendes aus dem Reisebilderteile „Le Grand" (Kap. 5): „Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Mut," sie (sc. die schöne Johanna) „zu fragen. Wenn ich sie

lange ansah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als sei stiller Sonntag in meinem Herzen, und die Engel darin hielten Gottesdienst." — Heine ist überhaupt so voll von religiösen Vorstellungen, Bildern und Wortbegriffen, daß sie ihm überall, selbst bei seinen Liebesthorheiten lebendig vorschweben. So schreibt er einmal im Buche „die Bäder von Lucca" (Kap. 7): „Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo bist Du? Hier bin ich, Franceska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiß, du hast Sonne, Mond und Sterne erschaffen und die Erde mit allen ihren Kreaturen! Dann kicherte es aus den Myrthenbüschen, und heimlich seufzte ich in mich hinein: O süße Thorheit, verlaß mich nicht!"

Die Wahrheit, daß wirkliche Liebe adelt und heiligt, ja daß überhaupt echte Liebe zwischen den Geschlechtern eine durchaus religiöse Weihe besitzt, verkünden viele Heine'sche Gedichte, unter anderem das Lied: „Schöne Wiege meiner Leiden", worin solche Gedanken sprechen:

„Lebe wohl, du heil'ge Schwelle,
Wo da wandelt, Liebchen traut;
Lebe wohl, du heil'ge Stelle,
Wo ich sie zuerst geschaut" oder:

„Nie wollt' ich dein Herze rühren
Liebe hab' ich nie erfleht;
Nur ein stilles Leben führen
Wollt' ich, wo dein Odem weht" u. s. w.

Den Geist frommer Resignation in dieser Dichtung erkennt man erst recht aus der ihr zu teil gewordenen herrlichen Komposition durch Robert Schumann. Überhaupt spricht schon allein der Umstand für die innere Reinheit und Herzensunschuld so vieler Gedichte H. Heine's, daß so edle, reine Tongeister wie Franz Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Rob. Schumann und Rob. Franz ihre volle Schaffenskraft an dieselben verwandt haben. Es seien denn noch die Gedichte genannt: „Dein Angesicht, so lieb und schön"; „Du bist wie eine Blume"; „Andre beten zur Madonne"; „Die Du bist so schön und rein" mit der Schlußstrophe:

„Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute Dein,
Wonnevolles Magedein!"

Hierher gehört auch aus der letzten Zeile des Dichters das offenbar sein Verhältnis zur Gattin Mathilde schildernde Gedicht:

„Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten Dich auf dieser Welt"

mit der folgenden ebenso frommen als schönen Schluß-Hälfte:

„Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod! Die Schäferei,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in Deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte Du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz' ihr Fließ vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerliebste Futter sprießen;
Und laß sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoos." —

Es sei übrigens bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß Heine auch schon in seiner eigentlich kraftgenialischen Periode — wo er oft mit der Religion sehr leichtfertig umspringt — die Frauen durchaus nicht ohne Religion leiden mag. Hier ein Beispiel für viele. In den Reisebildern (Stadt Lucca, Kap. 11) ist zu lesen:

„Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinandersetzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf." —

# III.

Es wird nunmehr zu beobachten sein, wie Heine über die Stifter des alten und neuen Gottesbundes, wie er über Moses und Christus dachte. In seinem Jünglingsalter und in seiner kräftigsten Manneszeit trat in Heine's Ideengange die Gestalt Mosis außerordentlich bedeutend hinter der Erscheinung Jesu, des Weltheilandes, zurück. Erst in späterem Alter, zumal in den letzten Leidenszeiten, tritt eine neue große Begeisterung für Moses auf, ohne daß die Hoheit Christi darunter wesentliche Einbuße erfährt. Namentlich in der so viel angefochtenen Schrift über Ludwig Börne ist in dieser Beziehung viel Tiefes und Geistvolles zu lesen; besonders hervorragend sind die mannigfachen Parallelen zwischen Moses und Christus, zwischen alter und neuer Lehre. So heißt es dort im 2. Buche (Briefe aus Helgoland vom Juli 1830):

„Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes*) sich allmälig ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisiert. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geist gesäet, pflanzte er das schroffe Ceremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistpflanze so tiefe Wurzeln geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, daß sie nicht mehr ausgereutet werden konnte, da kam Jesus Christus und riß das Ceremonialgesetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurteil über die jüdische Nationalität.... Er berief alle Völker der Erde zur Teilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht." —

Ebendort erscheint auch die folgende hochberühmte Stelle, worin Heine den Unterschied zwischen Moses und Christus so außerordentlich genial zeichnet. „Welche süße Gestalt, dieser Gottmensch!" — ruft er aus — „Wie borniert erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments. Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volkes. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen

*) So nennt nach Heine's Mitteilung, der „moderne Prophet" — Hegel — das Volk Israel in seiner „Philosophie der Geschichte."

seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß!" —

In Heine's „Geständnissen", die aus der letzten Zeit seines Geisteslebens stammen (Winter 1853—1854) wird die Herrlichkeit Mosis in großartigen Zügen geschildert. Da heißt es: „Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moses in der ersten Abteilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken, als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

„Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Es war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Ägypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerem Rechte, als der römische Dichter, darf jener Künstler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!"

In denselben Geständnissen nennt Heine beide Religionsstifter Socialisten: „Es giebt wahrhaftig" — ist dort zu lesen — „keinen Socialisten, der terroristischer wäre als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Socialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in bezug auf das Eigentum, nur umzumodeln suchte."

Nicht allzulange vor diesen „Geständnissen" ist der berühmte „Romancero" entstanden, in den Jahren 1846—1851. Eine ähnliche

Verherrlichung Mosis liest man nun hier besonders in dem umfangreichen Poem „Vitzliputzli", worin der Dichter in seiner Weise Kolumbus, Ferdinand Cortez und die anderen Entdecker und Eroberer Amerika's besingt. Große Huldigung erfährt „Messer Christoval Kolumbus" — aber über diesen Heros geht ihm doch noch weit der „Heros Moses", wie aus folgenden Strophen hervorleuchtet:

Dankbar huldigt ihm die Menschheit,
Die nicht blos europamüde,
Sondern Afrika's und Asien's
Endlich gleichfalls müde worden — —

Einer nur, ein einz'ger Held,
Gab uns mehr und gab uns Beßres
Als Kolumbus. Das ist Jener,
Der uns einen Gott gegeben.

Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Seine Mutter hieß Jochebeth,
Und er selber, Moses heißt er,
Und er ist mein bester Heros.

---

Es kommt Heine andrerseits auch garnicht darauf an, zumal wenn es der Reim erfordert, — diesen Heros just nach der vulgär-hebräischen Aussprache zu benamsen, so in jenem ergötzlichen Spottgedichte auf Meyerbeer im „Romanzero", betitelt „Festgedicht" („Beeren-Meyer, Meyer-Beer"!). Da wird der glückliche Verleger der Propheten-Oper, Herr Brandus, gegeißelt. Es heißt von ihm:

— Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrausche
Wie einst Mirjam that, als Mausche
Eine große Schlacht gewann
Und er hebt zu singen an: —

Auf die mannigfachste und schönste Weise wird für sich allein die Persönlichkeit des Heilandes von Heine verherrlicht, in Prosa und in Versen. —

In dem I. Teile der Reisebilder spricht unser Dichter über Goslar und einige Kunstschätze in der dortigen Stephanskirche. Über den wunderlichen „hölzernen Christus am Kreuze" läßt sich Heine also vernehmen: „Dieser Christuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeschmiertem Gesichte zeigt freilich höchst meisterhaft das Hinsterben eines Menschen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden ist in dieses Gesicht hinein geschnitzelt, nicht die Poesie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomischen Lehrsaal, als in ein Gotteshaus." —

Besonders ergreifend ist in seinen wesentlichen Teilen das Gedicht „Frieden" aus den „Nord-See"-Gedichten (1825—1826), welches die Heine'sche Manier, den verhängnisvollen Schritt »Du sublime au ridicule« so oft zu wagen, höchst beklagenswert erscheinen läßt. Das Friedens-Gedicht aber beginnt also:

„Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer".

Des Dichters Phantasie erschaut dann eine feste volkreiche Stadt, die voll heiliger Friedensruhe ist. Da singt er denn weiter:

„Und wo sich Zwei begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalselig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!" — —

Daß Heine sich wirklich als Christen erfühlte, geht unter anderem auch daraus hervor, daß er häufig nicht nur allgemeinhin von Christus als Heiland spricht, sondern auch von „unserm Heiland", also auch von seinem eignen, z. B. in seiner scharfen Polemik gegen Menzel

„den Denunzianten", wo wir lesen: „Wenn einst das Christentum wirklich zu grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müßte. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bairischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland?" — — Ferner in Folgendem: „Wenn ich eine solche Procession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte die Geistlichen so gar trübselig und jammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir, als sähe ich unsern Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen." (Die Stadt Lucca; Kap. 5.)

Ebendaselbst ist die Rede vom Siege Christi über die olympischen Götter. Das 6. Kapitel jener Reisebilder hat als Motto die bekannten Verse aus dem I. Buche der Homerischen Ilias, auf welche das geflügelte Wort vom „Homerischen Gelächter" zurückzuführen ist — und dann beginnt Heine also: „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuze auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen."

Den inneren Gegensatz zwischen der olympischen Liebesleere und der christlichen Mitleidsfülle zeichnen ebendort vortrefflich diese Worte: „Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eigenen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht, wie armen, gequälten Menschen zu Mute ist, und ein armer gequälter Mensch konnte auch in seiner Not kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deshalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden, besonders von den Frauen" — —

Im Dome von Lucca fällt dem Dichter ein großes schönes Oelbild von einem Unbekannten auf, das neben der „Hochzeit zu Kana von einem Schüler des Andrea del Sarto", hängt. Heine nennt es weich, „fast venetianisch koloriert", darin wird „der freundliche Farbenschmelz von einem durchbebenden Schmerze gar seltsam gedämpft." Es stellt die Salbung Jesu durch Maria Magdalena dar. In der Beschreibung dieses Gemäldes begegnet uns diese eigenartige Auffassung

vom Jünger Judas Ischariot: „Dieser ökonomische Apostel" — sagt Heine — „ist eben Derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verriet — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Banquiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot." Jedenfalls darf Heine zu Gunsten dieser Idee verschiedene Jesus-Worte in Anspruch nehmen, z. B.: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen." (Ev. Matth. 19, 23.)*)

Kurz darnach betont Heine den demokratischen Zug im Gotteswesen Christi. Er liebt ihn darum auch am innigsten, „weil er ein bescheidener Gott des Volkes ist, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen absoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl."

An Christus den Bergprediger denkt Heine besonders, wo er von der großen französischen Revolution spricht. In seinen „Englischen Fragmenten" ist Abschnitt XIII betitelt „Die Befreiung". Und da heißt es unter Anderem: „Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen."

„Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Uebereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht blos die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte." —

---

*) Noch in weit späterer Zeit, in seinen Briefen aus Paris (LI. vom 5. Mai 1843) drückt sich Heine ähnlich aus: „Wie unglücklich sind doch die Reichen in diesem Leben, — und nach dem Tode kommen sie nicht einmal in den Himmel! — ‚Ein Kamel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme' — „dieses Wort des göttlichen Kommunisten ist ein furchtbares Anathema und zeugt von seinem bittern Haß gegen die Börse und haute finance von Jerusalem.

Immer wird darauf hingewiesen, daß Christus der Hohepriester der Freiheit ist, welche Phasen die Weltgeschichte auch zu durchlaufen hat. So heißt es am Schlusse jener englischen Fragmente: „Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." —

Über das Cristus-Symbol folge nun noch ein Wort aus Heine's geistvoller Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", nämlich: „Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen." (I. Buch: Deutschland bis Luther.)

Gelegentlich feiert Heine auch Christus als Mystiker. Er thut dies unter anderem in seiner eingehenden, geistvollen Kritik über Wolfgang Menzel's „Deutsche Literatur" (1828). Heine teilt im Großen und Ganzen Menzel's Begeisterung für den Mystizismus, während er den Pietismus entschieden verurteilt. Da lesen wir denn: „Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner inneren Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußeren Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essayer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen."

In einer anderen Schrift (über L. Börne, II. Buch) erklärt Heine — freilich in sehr anfechtbarer Weise — das Mystische überhaupt als Kriterium des Neuen Testamentes. Dort heißt es nämlich:

„Eine gewisse mystische Doppelsinnigkeit ist vorherrschend im neuen Testamente. Eine kluge Abschweifung, nicht ein System sind die Worte: ‚Gieb Cäsarn, was des Cäsar's, und Gott, was Gottes ist'. So auch, wenn man Christum fragt: ‚Bist Du König der Juden?' ist die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn sei." — Hier kann man all denen, die etwa hierin noch Heine'schen Sinnes sein sollten, entgegenhalten, daß der Schlüssel zu all diesen scheinbaren „Doppelsinnigkeiten" in einem der allerwichtigsten Worte Jesu zu finden ist, in dem Worte: „seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben." —

Das Nationale an Jesus wird von Heine in Folge seiner Abstammung und religiösen Entwickelung sehr oft hervorgehoben. Schon bei Vorführung anderer Christ-Ideen im Lichte Heinrich Heine's kamen derartige Momente zum Vorscheine. Da diese für die Erkenntnis Heine's immerhin wichtig und bedeutsam sind, mögen noch andere dahingehörige Aussprüche mitgeteilt werden.

Heine beginnt die umfangreiche „Einleitung" zu seiner Schrift „Shakespeares Mädchen und Frauen" (1838) mit folgenden Sätzen: „Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmut ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen mußte, daß der Mann, der, ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippschaft jener ungeschnäuzten Langnasen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumhausieren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden, und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

„Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakespeare." — —

Noch weit, sehr weit unten in seinem Buche über des britischen Dichterkönigs Mädchen und Frauen kommt Heine — wie er über Jessika im Kaufmann von Venedig philosophiert — abermals auf jenen Hamburger zu sprechen und bemerkt dabei: „Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus, der trotz dem Mißmute des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgertums gestiftet." —

Ein andermal berührt Heine das National-Jüdische an Jesus, um dabei zugleich in seiner Weise das Dogma von der wahrhaften Jungfräulichkeit der Mutter des Heilandes zu erklären. Wir lesen dieses im II. Buche der schon mehrfach erwähnten Schrift „Zur

Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (von Luther bis Kant), wie folgt: „Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des Ruach hakodasch*), des heiligen Hauchs, des Geistes, und nur diesem widmeten sie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Kultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstrakt, halsstarrig, geeignet zum Märtyrtum, und ihre sublimste Blüte ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des Wortes der inkarnierte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immakulierte Jungfrau nur durch geistige Empfängnis zur Welt gebracht habe."

Hierher gehört auch Vieles aus des Dichters genialer Kritik über Horace Vernet's Bild, welches die Geschichte Juda's und seiner Schwiegertochter Thamar darstellt (siehe: Kunstberichte aus Paris; Gemäldeausstellung von 1843). Ich greife nur folgenden Passus über das Kind jener Thamar heraus: — „Dieses Kind aber wurde der Ahnherr Davids, welcher als König über Juda und Israel herrschte, und es ward also zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jesus von Nazareth." —

Wie lebensvoll, in wie unauslöschlichem Glanze die Persönlichkeit des Heilandes vor dem Geistesauge des Dichters Heine dastand, das beweisen noch viele Aufzeichnungen gerade aus den letzten Stadien seines Lebens. Diesen Abschnitt hier mag eine charakteristische Mitteilung beschließen, die uns der Heinefreund Alfred Meißner in seinem Buche „Heinrich Heine. Erinnerungen" (p. 219—220) mitgeteilt hat. Es handelt sich dort um ein Bild Heine's, der dazumal fast völlig erblindet war Der Verleger Campe ließ die Zeichnung in schwarzer Kreide ausführen. Das wohlgetroffene Bild mit den geschlossenen Augen entsetzte Heine's treue, liebevolle Frau Mathilde, so daß sich der Maler gern bequemte, für dieselbe ein anderes Bild „mit offenen Augen" zu zeichnen. „Als am andern Morgen", — so erzählt Meißner — „die Arbeit fleißig fortgesetzt wurde, bat Heine: ‚Lassen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen'. „Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück." ‚Das ist eine Lüge', sagte er. Das andere betrachtete er eine Weile und seufzte: ‚Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude!" —

*) Es muß heißen: Ruach hakodesch = רוּחַ הַקֹּדֶשׁ

# IV.

Haben wir so zur Genüge kennen gelernt, ein wie außerordentlich christbegeisterter Mann Heine sein Lebelang war, so wird es nun erforderlich, auch ins Besondere einzugehen, um zu erkennen, wie sich der Dichter zu den Ideen, Dogmen und Zweigen des Christentums selbst verhielt.

Erstaunlich viel und oft ist in Heinrich Heine's Schriften die Rede von der unvergleichlichen kulturhistorischen Macht und Bedeutung des Christentums; sein Spott und Hohn trifft da fast ausschließlich das starre, orthodoxe Dogma, obwohl er auch allen Dogmen einen poetisch empfänglichen Sinn entgegenbringt. — Aus der Fülle des vorhandenen Materials sei hier Manches mitgeteilt.

Den hohen Geist des Urchristentums verherrlicht Heine vornehmlich in seinen Lucca-Bildern, z. B. wie folgt: (Stadt Lucca, Kap. 14): „Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisieren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwert, nur da giebt's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß war das Christentum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldentum des Leidens. Da war's noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästina's wandelte und Menschenliebe predigte, und jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christentümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch-apostolisch-katholische Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelett, worin alles blühende Leben erloschen ist!" —

In solchen Apologieen des wahren Christentums bekennt Heine auch unumwunden, daß ihm sein eigenes Christentum durchaus nichts Indifferentes ist. Gerade weil z. B. der Dichter Platen durchaus keinen Glauben an Heine's Christentum kundgab, wird dessen Polemik gegen den gräflichen Dichter so maßlos heftig. So sagt Heine einmal in seinen teilweise höchst tadelnswerten Ausfällen gegen

Platen Folgendes: „Vielleicht würde ich zum Besten des Grafen noch manchen anderen versteckten Witz hervorloben, doch da er mir in seinem König Oedipus das Liebste angegriffen — denn was könnte mir lieber sein als mein Christentum? — so ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menschlich gesinnt, den Oedipus, diese ‚große Chat in Worten‘, minder ernstlich als die früheren Chätigkeiten würdige." (Bäder von Lucca; Schlußkapitel). —

Die Abhandlung „die Götter im Exil" hat als eigentlichen Grundgedanken, den Sieg des Evangeliums über den Olymp zu feiern. Der Autor führt dort eine Art Dialog mit Heinrich Kitzler, magister artium zu Göttingen. Hier eine Stelle daraus: „Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüstung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu schwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehen! Wenn Du auch die Wunder des Evangeliums leugnen möchtest, so kannst Du doch nicht leugnen, daß der Sieg des Evangeliums selber ein Wunder war. Eine kleine Schaar wehrloser Menschen drang in die Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weisen, und triumphierte durch das bloße Wort. Aber welch' ein Wort! Das morsche Heidentum erbebte und krachte bei dem Worte dieser fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und Nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Tiere, nicht den Grimm der noch wilderen Menschen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn sie selber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieses Schwert hat das welke Laub und dürre Reisig abgeschlagen von dem Baume des Lebens und ihn dadurch geheilt von der einfressenden Fäulnis; diese Flamme hat den erstarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daß frisches Laub und duftige Blüten hervorsproßten . . . es ist die schauerlich erhabenste Erscheinung der Weltgeschichte, dieses erste Auftreten des Christentums, sein Kampf und sein vollkommener Sieg."

Von der Idee des Christentums spricht die schon erwähnte Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" besonders viel. So unter Anderem gegen Voltaire (Erstes Buch: Deutschland bis Luther): „Voltaire hat nur den Leib des Christentums verletzen können. Alle seine Späße, die aus der Kirchengeschichte geschöpft, alle seine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieses heiligste Buch der Menschheit, über die Jungfrau Maria, die schönste Blume der Poesie, das ganze Diktionär philosophischer Pfeile, das er gegen Klerus und Priesterschaft losschoß, verletzte nur den sterblichen Leib des Christentums, nicht dessen inneres Wesen, nicht dessen tieferen Geist, nicht dessen ewige Seele. Denn das Christentum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich, wie jede Idee."

Bald darauf lesen wir dort unter anderen vortrefflichen Auseinandersetzungen vom Wert, Wesen und Kern der christlichen Idee

Folgendes: „Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisation genutzt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen." — —

Als besonderes Verdienst des Christentums hebt Heine in derselben Schrift gegen den Schluß hin noch hervor: „Das Christentum — und das ist sein schönstes Verdienst — hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter soviel singen und sagen." — Es folgt im Anschluß daran jene wunderbare Verherrlichung der deutschen Urkraft, jene unvergleichliche Schilderung des furor teutonicus — eine bereits im Jahre 1834 vollzogene Anticipation all jener imposanten Reden über die germanische Kraft und Reckenhaftigkeit, wie wir sie in letzter Zeit namentlich aus dem Munde des Fürsten Bismarck im deutschen Reichstage staunend und bewundernd vernommen haben.

Über eines der wesentlichsten Grunddogmen des Christentums, über die Dreieinigkeit (Trinität) hat Heine in Dichtung und Prosa viel Interessantes vorgetragen. Es mag genügen, hier an das schöne Gedicht „Bergidyll", das bereits im I. Teile der Reisebilder abgedruckt ist, zu erinnern. Im II. Abschnitte der Idylle giebt der Dichter eine Art Glaubensbekenntnis, darunter Folgendes:

„Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Und begriff und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn.

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

Dieser that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch."

Von Heine's Marienkultus war bereits flüchtig die Rede, s die Persönlichkeit des Heilandes in betracht kam. Hier sollen ch einige weitere Belege dafür gegeben werden, wie innige, fromme öne der Dichter fand, wo es galt, Maria als Himmelskönigin zu singen. So sei von den älteren Gedichten die Romanze „Die eihe" hervorgehoben, welche also beginnt:

> Einsam in der Waldkapelle,
> Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
> Lag ein frommer, bleicher Knabe
> Demutsvoll dahingesunken.
>
> „O Madonna! laß mich ewig
> Hier auf dieser Schwelle knieen,
> Wollest nimmer mich verstoßen
> In die Welt, so kalt und sündig". — — —

Das Gebet des „Knaben" schließt im echten Ave-Maria-Styl it diesen zarten Versen:

> „O Madonna! hör mich heute,
> Gnadenvolle, wunderreiche,
> Spende mir ein Huldeszeichen,
> Nur ein leises Huldeszeichen!" —

Die Wallfahrt nach Kevlaar ist so bekannt, daß nur darauf ngewiesen zu werden braucht. —

Noch im „Romanzero" begegnen uns Gedichte, in denen die hteste Marien-Poesie erscheint. So sind in den „Lobgesängen auf König ıdwig" Strophen enthalten, die ganz den Geist eines »Ave maris ella« atmen, wie die folgenden:

> „Maria, reiner Morgenstern,
> Du Lilje sonder Makel,
> Du hast so manches Wunder gethan,
> So manches fromme Mirakel —
>
> „O, laß aus deiner Gnaden Born
> Auch mir ein Tröpflein gleiten!
> Gieb mir ein Zeichen deiner Huld,
> Der hochgebenedeiten!" —

Der Madonnenkultus des Dichters führt uns notwendigerweise ı seinem Verhältnis zur Romantik und zum Katholizismus erhaupt. All die hierauf bezüglichen Gedanken sind vornehmlich in eine's Buche „Die romantische Schule" (über Deutschland, veiter Teil) enthalten. Heine fragt darin im I. Buche: „Was war er die romantische Schule in Deutschland?" und antwortet: „Sie ar nichts anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittel-

alters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben, manifestiert hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christentum hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen." — —

— — „In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christentum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht." —

Heine macht uns dann klar, daß er nunmehr so recht eigentlich über den „römischen Katholizismus" zu reden beginne. Die christkatholische Weltansicht mit ihrer Forderung, das Fleisch zu ertöten und die Oberhoheit des Geistes anzuerkennen und zu bethätigen — hat eine große Mission erfüllt; das verkennt Heine durchaus nicht. Diese Weltansicht, heißt es dort, — „war notwendig als eine heilsame Reaktion gegen den grauenhaft, kolossalen Materialismus, der sich im römischen Reiche entfaltet hatte und alle geistige Herrlichkeit des Menschen zu vernichten drohte." Ferner: „Jener Spiritualismus wirkte heilsam auf die übergesunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen, barbarischen Leiber wurden christlich vergeistigt; es begann die europäische Civilisation. Das ist eine preiswürdige, heilige Seite des Cstristentums. Die katholische Kirche erwarb sich in dieser Hinsicht die größten Ansprüche auf unsere Verehrung und Bewunderung. Sie hat durch große, geniale Institutionen die Bestialität der nordischen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt."

Von diesem Standpunkte wird in jenem genialen Buche auch die gesamte Kunst betrachtet — bildende, poetische und musikalische. Hier der Kerngedanke: „Die klassische Kunst hatte nur das Endliche darzustellen, und ihre Gestalten konnten identisch sein mit der Idee des Künstlers. Die romantische Kunst hatte das Unendliche und lauter spiritualistische Beziehungen darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Parabolischen, wie schon Christus selbst seine spiritualistischen Ideen durch allerlei schöne Parabeln deutlich zu machen suchte. Daher das Mystische, Rätselhafte, Wunderbare und Überschwengliche in den Kunstwerken des Mittelalters; die Phantasie macht ihre entsetzlichsten Anstrengungen, das Reingeistige durch sinnliche Bilder darzustellen, und sie erfindet die kolossalsten Tollheiten, sie stülpt den Pelion auf den Ossa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen" — Besonders feinsinnig, empfindungsvoll ist die meisterliche Charakterisierung der mittelalterlichen Architektur, wie etwa Folgendes beweisen kann: „Die Baukunst trug im Mittelalter denselben Charakter, wie die anderen Künste; wie denn überhaupt damals alle Manifestationen des Lebens auf's wunderbarste mit einander harmonierten. Hier, in der Architektur, zeigt sich dieselbe parabolische

Tendenz, wie in der Dichtkunst. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesamteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüt. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Domes selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Märtyrtums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre roten und grünen Lichter wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung, und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, daß man sie für ausgeschnitzelt, daß man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wußte, daß er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, daß sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht."

Versenkt sich Heine so mit Liebe in den Geist und in die Berechtigung der mittelalterlichen Romantik, erfreut er sich des Weiteren an dem frohgemuten Wiedererwachen aus dieser spiritualistischen Einförmigkeit zu blühender Lebenslust: so schüttelt er bedenklich sein Haupt, wie er den modernen katholisierenden Romanticismus vor sich sieht — wie ihn einerseits die Görres und Brentano, andrerseits ein Fr. Schlegel, Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller und andere vertreten, — der noch zahlreicheren romantischen Maler jener Epoche gar nicht erst zu gedenken. Heine widmet dieser Geisterschaar unter Anderem folgende Worte: „Wenn man nun sah, wie diese jungen Leute vor der römisch-katholischen Kirche gleichsam Queue machten und sich in den alten Geisteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter sich mit so vieler Mühe befreit hatten, da schüttelte man in Deutschland sehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher mit den süßen Tönen der Romantik die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln, da entstand großer Unmut und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland." —

In unmittelbarem Anschluß daran klärt uns Heine dann über das Wesen des Protestantismus und sein eigenes Verhältnis dazu auf. „Ich habe" — fährt Heine fort — „Geistesfreiheit und

Protestantismus zusammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, keiner Parteilichkeit für letztere beschuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Parteilichkeit habe ich Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; und in der That, es besteht in Deutschland ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden. Auf jeden Fall sind sie beide verwandt, und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der protestantischen Kirche manche fatale Engsinnigkeit vorwirft, so muß man doch zu ihrem unsterblichen Ruhme bekennen: indem durch sie die freie Forschung in der christlichen Kirche erlaubt und die Geister vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forschung überhaupt in Deutschland Wurzel schlagen und die Wissenschaft sich selbständig entwickeln können." —

Auch in anderen Schriften bekennt sich Heine treu und fest zum Protestantismus, obwohl er mit Recht manche grelle Sünden im Schooße desselben scharf geißelt — so unter Anderem in Hinsicht auf das fürchterliche Gezänke seiner Zeit zwischen den Hallenser Pietisten und den protestantischen Rationalisten. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Heine: „Glückliche Franzosen, die ihr keinen Begriff davon habt, wie hämisch, wie kleinlich, wie widerwärtig unsre evangelischen Priester einander begeifern können. Ihr wißt, ich bin kein Anhänger des Katholicismus. In meinen jetzigen religiösen Überzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geist des Protestantismus. Ich bin also für die protestantische Kirche noch immer parteiisch. Und doch muß ich der Wahrheit wegen eingestehen, daß ich nie in den Annalen des Papismus solche Miserabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Skandal zum Vorschein kam."

Seinen Protestantismus bezeugt Heine noch besonders urkräftig in seiner im Jahre 1835 an Philarète Chasles gerichteten „Autobiographischen Skizze", worin wir lesen: „Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands bekämpft, sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen, als um meinem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht blos eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans teilnehmen ließ." In religiösem Geiste beschließt Heine seine autobiographische Skizze mit diesen Worten: „Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin Heinrich Heine." —

Wenn nun auch der Christ-Geist eigentlich dazu in die Welt ekommen ist, um die Schranken der Nationalität niederzureißen, behauptet sich der Nationalismus nichtsdestoweniger stark und ächtig im Herzen der Christenvölker. Auch darauf bezüglich nd einige interessante Heine'sche Gedanken zu verzeichnen. Die Würdigung Walter Scott's (Reisebilder: Norderney) entlockt dem Dichter folgende Worte über Nationalbesonderheiten:

„Dieses Thema ist aber nicht blos eine elegische Klage über Schottlands volkstümliche Herrlichkeit, die allmälig verdrängt wurde on fremder Sitte, Herrschaft und Denkweise; sondern es ist der große Schmerz über den Verlust der Nationalbesonderheiten, die in der Allgeneinheit neuerer Kultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer n der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es ur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht heror auch die alte Liebe mit ihren Blumen."

Als wirklicher Jünger Christi, der allen Nationalitätenzank m Geiste ein für allemal zerstörte, eifert auch Heine sehr gegen alle „Racenmäkelei", besonders in seiner polemischen Schrift wider Menzel „Über den Denunzianten"), der sich als einen ungewöhnlich fanatischen Teutomanen hervorthat. Heine widmet ihm unter Anderem folgende Artigkeiten und Gedenkworte: „Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschtums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!"

„Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig uf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich losieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Racenmäkler, wir berachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Wert nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren." —

Diese eine Stelle mag hier genügen, um Heine's Weltbürgertum gegenüber der übermäßigen Betonung des Patriotismus, des Nationalitätsprinzipes zu charakterisieren. — Seine späterhin noch zu betrachtenden Beziehungen zum Judentume werden weitere Streiflichter auf dieses Ideenverhältnis werfen.

Aus wahrer, inniger Liebe zur Religion selbst eifert Heine wiederholentlich gegen alle Staatsreligion, die er als entschieden kulturfeindlich erklärt. Besonders fulminant erklingen in diesem Betracht seine Worte in den italienischen Reisebildern (Stadt Lucca, Kap.

14), wie folgt: „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maultier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorzugung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark, und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien; protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde." — — „Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen, ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweise dotiert werden, und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und solchermaßen eine Hand die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch entsteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menschen ein Greuel ist." —

Daß solche Worte noch gegenwärtig ihre Bedeutung nicht nur nicht verloren haben, sondern erst recht beanspruchen dürfen, — das wird wohl jeder unbefangen Prüfende anerkennen müssen. —

— — —

## V.

Heinrich Heine's religiöse Natur kann man auch in besonderer Deutlichkeit daraus erfassen, wie er all die Genien preist und verherrlicht, die sich auch in neueren Zeiten um das Wesen der Religion besondere Verdienste errungen haben. Wie lobt Heine beispielsweise einen Luther. Gerade dieser Geist ist für Abkömmlinge des Stammes Juda ein wahrer Prüfstein. Wer noch im Herzen das principium individuationis in bezug auf den Volksstamm Israel nicht überwunden hat — der kann auch einen Luther nicht von Herzen loben; er übersieht nämlich leicht die Größe und Hoheit dieses Reformators,

weil er zeitweise Ausbrüche desselben gegen den israelitischen Volksstamm schwer oder gar nicht verwinden kann. Von alledem ist in Heinrich Heine keine Spur zu vermerken. In der mehrfach erwähnten Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" ist im I. Buche gar viel über den Dr. Martin Luther zu lesen. Selten mag dieser Riesengeist würdiger gefeiert worden sein, als hier durch Heine. Er nennt dort Luther „nicht blos den größten, sondern auch den deutschesten Mann unserer Geschichte." Ferner heißt es von ihm: „Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an sich dachte, sondern nur an die göttlichen Interessen, die er vertreten sollte. Dieser Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorsehung auserwählt, jene römische Weltmacht zu brechen, wogegen schon die stärksten Kaiser und kühnsten Weisen vergeblich angekämpft." — Ferner: „Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter, gottberauschter Prophet. Wenn er des Tags über mit seinen dogmatischen Distinktionen sich mühsam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu seiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derselbe Mann, der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eichen entwurzelt, und dann war er wieder sanft wie der Zephyr, der mit Veilchen kost. Er war voll der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken ins reine Geisttum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde, und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang. Er war ein kompleter Mensch, ich möchte sagen: ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind. Ihn einen Spiritualisten nennen, wäre daher eben so irrig, als nennte man ihn einen Sensualisten. Wie soll ich sagen, er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöses, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches." —

In dieser Weise wird Luther nicht nur als der Mann gepriesen, dem wir überhaupt unsere Denkfreiheit verdanken, sondern noch enthusiastischer als Bibelübersetzer und damit als Schöpfer der deutschen Sprache: „Aber dieser Martin Luther" — heißt es in jenem Panegyrikus — „gab uns nicht blos die Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geist gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache. Dieses geschah, indem er die Bibel übersetzte." — — — — — „Wie aber Luther zu der Sprache gelangt ist, worin er seine Bibel übersetzte, ist mir bis auf diese Stunde unbegreiflich." — —

In derselben Weise wird auch Luther als „Schwan von Eisleben" gepriesen — als Wort- und Tonsänger. Über das hohe Lied des Protestantismus, über den Choralgesang „Ein' feste Burg ist unser Gott" — der seinem vollen Texte nach in jener Schrift zum Abdruck gelangt — lesen wir unter Anderem Folgendes: „Ein Schlachtlied war jener trotzige Gesang, womit er und seine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei diesen neuen Klängen, und die Raben erschraken in ihren obskuren Turmnestern. Jenes Lied, die Marseiller Hymne der Reformation, hat bis auf unsere Tage seine begeisternde Kraft bewahrt, und vielleicht zu ähnlichen Kämpfen gebrauchen wir nächstens die alten geharnischten Worte:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen" — — 2c. 2c. — —

Es ist durchaus der gleiche biblisch-religiöse Grund- und Kerngeist, der aus Heine spricht, wenn er einen Spinoza verherrlicht. Aus der Apologie dieses unsterblichen Philosophen sei nur Folgendes mitgeteilt: „Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbteil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden." — — „Konstatiert ist es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone. Überall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha." —

Mit Recht verteidigt Heine eifrig diesen Denker ob der so oft gegen ihn erhobenen Anklage, er sei Atheist. „Nur Unverstand und Böswilligkeit" — behauptet Heine — „konnten dieser Lehre das Beiwort ‚atheistisch' beilegen. Keiner hat sich jemals erhabener über die Gottheit ausgesprochen wie Spinoza. Statt zu sagen, er leugne Gott, könnte man sagen, er leugne die Menschen. Alle endlichen Dinge sind ihm nur modi der unendlichen Substanz. Alle endlichen Dinge sind in Gott enthalten, der menschliche Geist ist nur ein Lichtstrahl des unendlichen Denkens, der menschliche Leib ist nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott ist die unendliche Ursache beider, der Geister und der Leiber, natura naturans." —

In diesem Sinne erklärt Heine in derselben Schrift in bezug auf Deutschland nicht übel geradezu: „Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und daß es dahin kommen

würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor fünfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten."

Eben dieser im tiefsten Sinne des Wortes freidenkerische Geist, dieser hohe enthusiastische Sinn für Aufklärung jedweder Art ist es auch, der in Heine die Sympathie für die freiheitliche Entwickelung im Schooße des Judaismus selbst wach erhält, der ihm — dem eifrigen Protestanten — auch die rechten Worte verleiht, um einen Moses Mendelssohn würdig zu preisen und anzuerkennen.

In derselben außerordentlich gehaltvollen Schrift vergleicht Heine den Reformator des Judentums mit Luther. „Wie Luther das Papsttum" — so belehrt er uns dort, — „so stürzte Mendelssohn den Talmud, und zwar in derselben Weise, indem er nämlich die Tradition verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte und den wichtigsten Teil derselben übersetzte. Er zerstörte hierdurch den jüdischen, wie Luther den christlichen Katholizismus. In der That, der Talmud ist der Katholizismus der Juden. Er ist ein gothischer Dom, der zwar mit kindischen Schnörkeleien überladen, aber doch durch seine himmelkühne Riesenhaftigkeit uns in Erstaunen setzt. Er ist eine Hierarchie von Religionsgesetzen, die oft die putzigsten, lächerlichsten Subtilitäten betreffen, aber so sinnreich einander über- und untergeordnet sind, einander stützen und tragen, und so furchtbar consequent zusammenwirken, daß sie ein grauenhaft trotziges, kolossales Ganze bilden." —

Die Anerkennung der hohen Verdienste Mendelssohn's kann den christbegeisterten Heine natürlich nicht verhindern, diesen Reformator im Vergleich zur Erhabenheit eines Spinoza ziemlich gering zu schätzen — und ihn als einen Verächter des heiligen Spinoza mit wohlverdienter Ironie zu behandeln. So widmet Heine denn diesem dritten im Bunde der drei großen Moses-Namen (Moses, der Prophet, Moses Maimonides und Moses Mendelssohn) im weiteren Verlaufe seiner religionsphilosophischen Erörterungen noch folgendes Gemisch von Lob, Tadel und Ironie: „Moses Mendelssohn verdient daher großes Lob, daß er diesen jüdischen Katholizismus" (sc. den Talmud) „wenigstens in Deutschland gestürzt hat. Denn was überflüssig ist, ist schädlich. Die Tradition verwerfend, suchte er jedoch das mosaische Ceremonialgesetz als religiöse Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmütige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerstörende Hand an Gegenstände zu legen, die seinen Vorvätern am heiligsten waren, und wofür so viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen geflossen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, so müssen auch die Könige des Geistes unerbittlich sein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen sanften Gemütlichkeiten nachgeben.*)

---

*) Heine wird in diesem hoheitsvollen transcendentalen Idealismus sowohl durch das Alte als auch durch das Neue Testament reichlich unterstützt. — So ist im V. Buche

Ich bin deshalb vielmehr der Meinung, daß Moses Mendelssohn in dem reinen Mosaismus eine Institution sah, die dem Deismus gleichsam als eine letzte Verschanzung dienen konnte. Denn der Deismus war sein innerster Glaube und seine tiefste Überzeugung. Als sein Freund Lessing starb, und man denselben des Spinozismus anklagte, verteidigte er ihn mit dem ängstlichsten Eifer und er ärgerte sich bei dieser Gelegenheit zu Tode." An einer späteren Stelle sagt Heine über dasselbe Thema: „Mendelssohn, sein (Lessing's) bester Freund, verteidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beschuldigte. „Verteidigung und Eifer waren ebenso lächerlich wie überflüssig. Beruhige Dich im Grabe, alter Moses; Dein Lessing war zwar auf dem Wege zu diesem entsetzlichen Irrtum, zu diesem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus – aber der Allerhöchste, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige Dich, Dein Lessing war kein Spinozist, wie die Verleumdung behauptet; er starb als guter Deist, wie Du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutsche Bibliothek."

Der Spinoza-Kultus führt Heine noch weiter auf Lessing hin und auch auf Goethe. — Ist für Heine der Reformator Luther der erste Messias Deutschlands, so ist Lessing dessen zweiter Befreier, der auf einen dritten noch zu erwartenden Helden verheißungsvoll hinweist. — Nachdem also dort Heine mit Mendelssohn leidlich zu Ende gekommen ist, führt er mit folgenden Worten Lessing ein: „Ich habe schon zum zweiten Male den Namen genannt, den kein Deutscher aussprechen kann, ohne daß in seiner Brust ein mehr oder minder starkes Echo laut wird. Aber seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht, als Gotthold Ephraim Lessing. Diese Beiden sind unser Stolz und unsere Wonne. In der Trübnis der Gegenwart schauen wir hinauf nach ihren tröstenden Standbildern, und sie nicken eine glänzende Verheißung. Ja, kommen wird auch der dritte Mann, der da vollbringt, was Luther begonnen, was Lessing fortgesetzt, und dessen das deutsche Vaterland so sehr bedarf, — der dritte Befreier!" — Für Heine ist also Lessing „nur der Prophet, der aus dem zweiten Testament ins dritte hinüberdeutete". Denn nach Luther — der die Tradition vernichtete — entwickelte sich die Buchstabengläubigkeit zu unerträglicher Höhe. Und Lessing war einer der gewaltigsten Streiter

Mosis (33, 9—10) zu lesen: „Wer zu seinem Vater und zu seiner Mutter spricht: ‚Ich sehe ihn nicht'; und zu seinem Bruder: ‚Ich kenne ihn nicht', und zu seinem Sohne: ‚Ich weiß nicht'; denn sie halten deine Rede und bewahren deinen Bund; — „Die werden Jacob deine Rechte lehren, und dem Israel dein Gesetz". — Damit halte man zusammen Ev. Matth. (10, 37): „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert." Besonders das Wort Christi bei einer Begegnung mit seiner Mutter und Geschwistern (Matth. 12, 46 ff.): „Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter." Vgl. auch noch Ev. Lucae 14, 26.

gegen das Bollwerk des starren Wort- und Buchstabenglaubens. In diesem Sinne preist ihn Heine. — Daß aber Lessing auf dieser Seite der Geistesthätigkeit nur als Johannes anzusehen ist, der den erlösenden Messias erst im Geiste erschaut, bekennt er selbst deutlich genug am Abend seines thatenreichen Daseins, denn er verheißt uns selbst — in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" noch ein **neues drittes Evangelium** (cf. § 86). — Wir begreifen nun klar, daß sich Heine in stolzem Selbstbewußtsein einen „Glaubensgenossen" Luther's, Lessing's und Vossens nennt. So heißt es einmal in Heine's Streitschrift gegen Platen: „Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, **die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit** durch ihren Leibpoeten in Verse bringen lassen — an den wohlbekannten Schlägen sollten sie schon den **Glaubensgenossen eines Luther's, Lessing's und Voß** erkennen."

Ich deutete vorhin auch auf den Spinoza-Kultus hin, wie ihn **Heine** selbst in Goethe's Dichtungen erkennt. Auch in solchen Betrachtungen offenbart sich Heine's tief christlicher Sinn. „**Goethe**" — so heißt es nämlich in jener oft citierten Schrift Heine's — „war so wenig Deist wie Fichte; denn er war Pantheist. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe mit seinem scharfen Auge die Haltlosigkeit der Fichte'schen Philosophie am besten durchschauen, und seine milden Lippen mußten dareb lächeln. Den Juden, was doch die Deisten am Ende alle sind, mußte Fichte ein Greuel sein; dem großen Heiden war er blos eine Thorheit. Der ‚große Heide' ist nämlich der Name, den man in Deutschland dem Goethe beilegt. Doch ist dieser Name nicht ganz passend. Das Heidentum des Goethe ist wunderbar modernisiert. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren, scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; **aber das Christentum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verständnis begabt, trotz seines sträubenden Widerwillens hat das Christentum ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen**, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte." — — — — „Der **Pantheismus** des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: **Goethe war der Spinoza der Poesie**. Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenigstens beschäftigte er sich damit während seiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang seiner Memoiren, sowie auch in dem kürzlich erschienenen letzten Bande derselben hat er solches freimütig bekannt." — —

Hier mag nun auch in Kürze als weiteres Kriterium für Heine's entschieden religiöse Natur die Thatsache angeführt werden, daß die Geschichten und Helden der ganzen Bibel sich wie ein roter Faden durch all seine Schriften und Dichtungen hinziehen. Seine dichterische Phantasie ist voll vom Geiste der heiligen Schrift, — im Ernste wie im Scherze stellen sich ihre Erzählungen und Gedanken der Bibel ein, um mit deren Hülfe das eigene Dasein und das seiner Zeit originell zu beleuchten; ja, er weiß den allbekannten, ehrwürdigen Gestalten und Geschichten des Gottesbuches stets neue Seiten und Züge abzugewinnen. Dieses durchgängige Weben und Walten in und mit biblischen Geistern läßt sich von keinem einzigen Dichter oder Schriftsteller der neuen Zeit auch nur in sehr entferntem Maße so behaupten und nachweisen wie von Heinrich Heine. Denn kurz und gut: er ist nun einmal selbst ein Stück vom Bibeltume und kann — wie er sich auch oft dagegen auflehnen mag — nicht los davon; er ist völlig in den Banden und im Banne des Bibelgeistes — und seine jeweiligen grotesken Ausfälle gegen den erhabenen Geist der Schrift sind nicht die geringsten Beweisgründe für sein latentes biblisches Gebundensein. — Nur auf Einzelnes aus dieser schier unendlichen Fülle in seinen Werken soll hier hingewiesen werden. — So sei hier an die Darlegung des Wesens der biblischen Erzväter erinnert, an Ham, an Loth, den Neffen Abrahams, an Abraham und Elieser in „Deutschland, ein Wintermärchen", an David, Salomo, — die zehn Gebote, die Gebote Christi — im II. Teile der Reisebilder (Lucca); — an das ewige Scepter bei Juda (in der Vorrede zum Tanzpoem „Faust"); ferner an die anziehende Skizze über das 1. Buch Mosis in der Schrift über Börne (2. Buch: Briefe aus Helgoland), wie ebendort über den Geist des Neuen Testaments und der Erlösung überhaupt, ebendaselbst die Erzählung von Jonas als Nutzanwendung auf den Autor selbst, der träumt, daß er die ganze Bibel alten und neuen Testaments verschluckt habe.

Es sei ferner an das Gedicht „Adam der Erste", beginnend:

„Du schicktest mit dem Flammenschwert
Den himmlischen Gendarmen" — —,

dann an das Gedicht „Im Hafen" erinnert (aus dem 2. Cyklus der „Nordsee"-Gedichte), worin folgende merkwürdige Strophe vorkommt:

„Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, ans Tageslicht,
Der brave Ratskellermeister von Bremen." —

Man denke fernerhin an die Deutung der Erzählung von Eva ıd der Schlange in den „Geständnissen“ (1854), an die philo- phischen Aufklärungen über das Buch „Hiob“ in der späteren Note .r Markus-Schrift, auch an die mannigfachen Gedichte im „Roman- ro“, die biblische Stoffe behandeln, wie „König David“, „Salomo“ nd Sulanith); hierbei sei auf die originelle Erklärung des Schlemihl- egriffes aus biblische ı Erzählungen hingewiesen (im IV. Abschnitte s Gedichtes „Jehuda ben Halevy“), wie überhaupt auf das ganze uch, betitelt: „Hebräische Melodien“. —

Die Bibel als Ganzes wird von Heine ebenso oft als ;ön und eigenartig verherrlicht. Hier nur folgende Proben ıvon:

In den Helgolander Briefen (Börne, zweites Buch) ist zu lesen: ;elgoland, den 8. Julius (1830): Da gestern Sonntag war, und ıe bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das ıupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich stehe es dir, trotzdem, daß ich ein heimlicher Hellene bin, hat mich s Buch nicht blos gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. elch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die auen Geheimnisse des Himmels. . . Sonnenaufgang und ›nnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt d Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in ;sem Buche. . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. e Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den mpel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien lomonis eingebüßt haben. . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie :ettet“

Bald darauf (Helgoland 29. Julius) wird wieder das Alte :stament, besonders unter dem Zeichen der Darstellung, der :m also verherrlicht: „Ich habe wieder im alten Testamente gelesen. elch' ein großes Buch! Merkwürdiger noch, als der Inhalt, ist mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt wie ein Traum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, : der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, :n findet Alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort ɔttes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. ı Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein ɔdukt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, eben so wie in · Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des nschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, lchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine

Spur von Kunst. Das ist der Stil eines Notizenbuchs, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Über diesen Stil läßt sich gar kein Urteil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüt konstatieren, und nicht wenig mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit geraten, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definieren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit. Neuere Ästhetiker sprechen von Naivetät. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstabe der Beurteilung . . . die Bibel ist das Wort Gottes."

In den letzten Jahren seines leidensvollen Daseins, als sich in Heine jene allgemein bekannte und angestaunte religiöse Umkehr vollzog, weiß uns der Dichter aufs neue über das Buch der Bücher Aufklärungen zu geben. In der Vorrede zur II. Auflage seiner Schrift „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (Paris 1852) macht er seinen Lesern folgendes Bekenntnis: „In der That, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lektüre eines Buches. — Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch — bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt, ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes." — —

In ähnlichem Sinne klingt das Lob der Bibel endlich noch in Heine's berühmten umfangreichen „Geständnissen" aus dem Winter 1853—1854, worin wir lesen: „Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geständnisse über den Einfluß, den die Lektüre der Bibel auf meine spätere Geistesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich eben so sehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach

einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht." —

Die Bemerkung wird jedoch nicht überflüssig erscheinen, daß eine derartige Umkehr zu einem mehr positiven Christenglauben in Heine nicht gut möglich gewesen wäre, – wenn die religiösen Keime, sein Suchen nach Gott nicht stets in seiner Dichterbrust wirksam gewesen wären.

---

# VI.

Es wird nunmehr erforderlich, Heine's spezielles Verhältnis zum Judentum und zu den Juden selbst eingehend zu betrachten: denn die Aufklärungen, die uns der Dichter darüber in seinen mannigfachen Schriften und Dichtungen giebt, sind in vieler Hinsicht so bedeutend, daß auch in der Gegenwart Christen wie Juden sehr viel daraus lernen können. —

Strodtmann, der Biograph Heine's, spricht von den gründlichen Studien, die der Dichter in der Geschichte Israels machte und die „ihm den leidenschaftlichen Wunsch erweckten, in einer herzbewegenden Dichtung das jahrtausendalte Weh des Judentums auszusprechen." Dann fährt der verdienstvolle Biograph in zutreffender Weise fort (a. a. O. I., p 335): „Die Beziehungen Heine's zu letzterem haben bis auf den heutigen Tag den Gegnern des Dichters meist nur als Folie zu unverständiger Schmähung seines schriftstellerischem Charakters gedient, während seine jüdischen Stammgenossen sich gewöhnt haben, ihn fast eher als einen Feind denn als einen Freund ihres Glaubens zu betrachten. Wir hoffen, daß unsere Darstellung dazu beitragen wird, das wirkliche Verhältnis Heine's zum Judentum in ein klareres Licht zu setzen und die Nebel zu zerstreuen, welche bisher dies Verhältnis bis zur Unkenntlichkeit verschleierten und entstellten."

Vieles hat Strodtmann hierin geleistet, viel mehr bleibt jedoch noch zu leisten übrig, vornehmlich in bezug auf klare Anordnung, Übersichtlichkeit und Erschöpfung des Themas. —

Wie allgemein mit dem Wesen der Religion, so hat sich Heine im Besonderen auch erstaunlich viel mit den Israeliten, dem

eigentlichen Volke der Religion beschäftigt. So sind seine Schriften und Briefe voll von Gedanken über Juden und Judentum. Erwägt man das Maß in bezug auf Gut und Böse, wie es Heine an den Juden erkennt, so bleibt ein beträchtlicher Überschuß zu Gunsten des Judentums und der Juden zurück. —

Zunächst erscheint es ebenso wichtig als interessant, wie Heine die Juden als Volk des Geistes feiert, wenngleich er andrerseits nicht müde wird, ihren Geschäftssinn mit den zu Tage tretenden Schattenseiten arg zu geißeln. — Manches darauf Bezügliche ist bereits in früheren Abschnitten, z. B. wo von Christi Persönlichkeit die Rede war, mitgeteilt worden. – In Heine's Schrift über Börne ist viel darüber zu lesen, so besonders im 4. Buche, wie folgt: „In der That, die Juden sind aus jenem Teige, woraus man Götter knetet; tritt man sie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen sich im schäbigsten Kote des Schachers herumwühlen, ersteigen die Anderen den höchsten Gipfel der Menschheit, und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet.

„Die Juden sind das Volk des Geistes, und jedesmal, wenn sie zu ihrem Principe zurückkehren, sind sie groß und herrlich, und beschämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefsinnige Rosenkranz vergleicht sie mit dem Riesen Antäus, nur daß dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, Jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellsten Extreme! während unter diesen Menschen alle möglichen Fratzenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschentums, und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschrittes geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten." — Ferner ebendaselbst: „Wie dem auch sei, es ist leicht möglich, daß die Sendung dieses Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag dieses in Beziehung auf Deutschland der Fall sein. Auch Letzteres erwartet einen Befreier, einen irdischen Messias — mit einem himmlischen haben uns die Juden schon gesegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieser deutsche Befreier ist vielleicht derselbe, dessen auch Israel harret . ." —

Nun, der majestätische Befreier Deutschlands ist inzwischen zum Ruhme und zur Herrlichkeit des ganzen deutschen Volkes erschienen; des himmlischen Befreiers müssen wir, wie die ganze Menschheit, jedoch noch weiter harren. Und darum haben auch für uns, die gegenwärtig Lebenden, Heine's Schlußworte in jenem IV. Buche der Börne - Schrift noch ihre Zauberkraft: „O verzage nicht, schöner Messias, der du nicht blos Israel erlösen willst, wie die aber-

gläubischen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit! O, zerreißt nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefesselt, daß er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!" —

Das Bild von „den goldenen Ketten des Messias" verdankt Heine, wie er ebendort mitteilt, den ihm zu teil gewordenen Eröffnungen durch den „großen Rabbi Manasse ben Naphtali zu Krakau", der vom Messias unter Anderem verriet, daß seine Hände mit goldenen Ketten im schönsten Palaste des Himmels gefesselt seien. „Ohne diese Fessel", so belehrte der Rabbi den Dichter, „würde der Messias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabeilen und zu frühe, zur unrechten Stunde, das Erlösungswerk unternehmen." —

In des Dichters „Geständnissen" (Winter 1853—1854) lesen wir etwas, was noch darum bemerkenswert erscheint, als Heine sich darin seiner jüdischen Abstammung rühmt. „Wie über den Werkmeister" (sc. Moses), heißt es da, „hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht blos ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpfen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben." — — — „Ebenso wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis."

In denselben Bekenntnissen spricht Heine wieder einmal von seinem Protestantismus, von der Bedeutung der Bibel, und gedenkt dabei der Juden in folgender Weise: „Jetzt, in meinen spätern und reifern Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt, und der gescheiterte Mataphysiker sich an die Bibel festklammert; jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exil gleichsam wie ein por-

tatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg."

Auch bei dieser Gelegenheit kommt Heine auf den Judenhaß aus religiösen Motiven in früherer Zeit zu sprechen. „In der That" — heißt es dabei — „da diese Letzteren" (sc. die Juden), ausgeschlossen von jedem Grundbesitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeschäfte angewiesen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, so waren sie, die Juden, gesetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiösen Deckmantel, und es hieß, man müsse diejenigen töten, die einst unsern Herrgott getötet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht atmete, ward als Deicide verschrieen!" — Ferner: „Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben es gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das teure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprache übersetzte und in alle Welt verbreitete."

Besonders interessant in diesem Betracht ist die Parallele, die Heine so gern und häufig zwischen den Völkern der Juden und Germanen zieht. Heine mag wohl einer der ersten und originellsten Denker sein, welche das deutsche Volk als das auserwählte Volk der modernen Zeit ansahen, verherrlichten und demgemäß mit dem auserwählten Volke Israel in Vergleichung zogen. — Heine verfolgt solche Spuren nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in allen Ländern und Stätten, in denen der germanische Volksgeist Wurzel geschlagen hat. Derartige Gedankengänge sind mit Rücksicht auf unsere eigene Zeit besonders lehrreich. — Viel ist davon in den mannigfach erwähnten „Geständnissen" (1853/1854) zu finden. Dort belehrt uns Heine, der Denker, wie folgt: „Es ist für den beschaulichen Denker ein wunderbares Schauspiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel schon seit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemütlichkeit jenen Stempel des palästinischen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Testamente sich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den skandinavischen und anglosächsischen, überhaupt in germanischen und einigermaßen auch in celtischen Landen, hat sich das Palästinatum so geltend gemacht, daß man sich dort unter Juden versetzt zu

sehen glaubt. Z. B. die protestantischen Schotten, sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch-pharisäisch klingt, und deren Religion nur ein Judentum ist, welches Schweinefleisch frißt? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das alttestamentliche Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen sind ängstlich richtig, doch alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judentums, wird in jenen Ländern eben so gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nötig, um gut zu sein, und Gutsein ist besser denn Schönheit."

‚Vielleicht liegt es nicht blos in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist vielleicht auch in dem Charakter des jüdischen Volks zu suchen, das immer sehr große Wahlverwandtschaft mit dem Charakter der germanischen und einigermaßen auch der celtischen Race hatte. Judäa erschien mir immer wie ein Stück Occident, welches sich mitten in den Orient verloren." — —

Bald darauf heißt es in derselben Schrift: „Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst ‚die beiden Völker der Sittlichkeit' nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: ‚Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht.' Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigentum abschaffen, er wollte vielmehr, daß Jeder dessen besäße, damit niemand durch Armut ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser atmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen." — Es folgen Bemerkungen über das Wesen der Sklaverei in der mosaischen Gesetzgebung, von der Loslösung, von der Strafe, wonach absolute Sklavenseelen mit dem Ohre an die Thürpfosten zu nageln seien. Dabei macht Heine folgende schier groteske Nutzanwendung auf seine Zeit: „O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und

Nägel, damit ich unsere gemütlichen Sklaven in schwarzrotgoldner Livrée mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor.“ —

Der tiefste sittliche Ernst in diesen Auslassungen ist nicht zu verkennen. Gerade gegenwärtig, wo das neue bürgerliche Gesetzbuch für das ganze deutsche Reich als Probewerk vorliegt, sollten Laien wie Fachgelehrte im Lichtgeiste Christi prüfen und forschen, ob und inwiefern das mosaische Recht dabei berücksichtigt erscheint oder nicht. Denn was oben Heine von der Hoheit vieler mosaischen Institutionen erwähnt, das predigen auch heutzutage gerade echte, unverfärbte evangelische Männer, zumal Prediger in feurig beredtsamen Schriften. Hier mag besonders auf die in frommer Begeisterung verfaßte Schrift des verstorbenen Pastors Johannes Boegehold hingewiesen werden, mit dem Titel: „Jerusalem und die heiligen Stätten, nebst einem Anhange über die Zukunft Israels und des heiligen Landes. Neusalz, 1876, II. Auflage.“ —

Derartige Gedanken beseelen Heine bis in seine allerletzte Zeit hinein. So ist in einem Buche „Heinrich Heine's letzte Gedichte und Gedanken“ unter der Abteilung „Religion und Philosophie“ folgendes Wort zu lesen (p. 195): „Die Germanen ergriffen das Christentum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind sie die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland). Nichts anders als altorientalische Juden.“ —

Am schönsten aber hat Heine über die Wahlverwandtschaft zwischen Juden und Germanen in seinen Abhandlungen über „Shakespeare's Mädchen und Frauen“ gesprochen, als er den „Kaufmann von Venedig“ und darin den Charakter der Jessika beleuchtet. Da ist über Sittlichkeit im allgemeinen und über Keuschheit im besonderen in bezug auf diese beiden Nationen folgendes Schöne zu lesen: „Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte fast sagen: abstraktes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie am nächsten den germanischen Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht von keinem absoluten Werte, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmutigsten und rührendsten Eindruck. Rührend bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen die Frauen derselben den Marius anflehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sklavinnen zu übergeben.

„Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrscht. Diese Wahlverwandtschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der

Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichsten Feinde der Römer, und also natürliche Bundesgenossen waren; sie hat einen tieferen Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, daß man das ehemalige Palästina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetentums, für die Burg der reinen Geistheit halten sollte." — —

Heine gelangt in derartigen Gedankengängen auch schon dahin, das Gesamtwesen der Bibel als eine große Einheit zu fassen und demnach jüdisch und christlich mehr unter dem Lichte innerer Harmonie als Disharmonie zu erfassen. — Ohne etwa dabei klare, bestimmte, neutestamentliche Worte zu citieren oder auf sie hinzudeuten, ist seine Erkenntnis vom messianischen Israel doch eine derartige, wie dieses etwa aus dem evangelischen Worte Jesu über Nathanael offenbar wird, „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist" (Ev. Joh. 1, 47). — Heine entwickelt einen derartigen Gedanken ganz besonders in seiner Schrift über Börne. Im ersten Buche derselben lesen wir gleich auf den ersten Blättern Folgendes: „Wie in seinen Äußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurteilung anderer Schriftsteller, verriet Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks ‚jüdisch' noch ‚christlich' zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. ‚Juden' und ‚Christen' sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu ‚Hellenen', mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. So gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theseus abstammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Christen, kann man hier mit Recht sagen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüte, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrtum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen, und der von der Passionssucht der früheren Christen so wenig verschieden ist." —

Von diesem Gesichtspunkte aus ist für Heine — jedenfalls etwas einseitig genommen, Goethe absoluter Grieche; anders Shakespeare.

Von diesem sagt Heine (Börne, 2. Buch): „Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr, beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet." Und daran reiht Heine die wichtige, folgenschwere Frage: „Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate."

Wir dürfen heute getrost sagen, daß das Ideal der strebenden Menschheit allerdings darin beruht, daß diese zwei Hauptfaktoren im Geistesleben: Kunst und Religion in harmonischem Bunde in allen Menschen mehr und mehr offenbar werden, d. h. das Schöne mit dem Sittlichen, die echte Kalokagathie. —

# VII.

Einen weiten Raum in Heine's Geisteswerk nehmen, wie billi[g] auch seine Betrachtungen, Meinungen und Urteile über die Jude[n]verfolgungen, Judenhaß und über die Emanzipation d[er] Juden ein. —

Das immerhin noch Geheimnisvolle, Mystische des Jude[n]hasses hebt Heine in seiner schon erwähnten Skizzierung d[es] Jessika-Charakters hervor. Er macht dort über Shakespeare und d[en] Judenhaß folgende Bemerkung: „Aber der Genius des Dichters, d[er] Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwill[e] und so geschah es, daß er in Shylock, trotz der grellen Fratzenhaftig[keit], die Justification einer unglücklichen Sekte aussprach, welche vo[n] der Vorsehung aus geheimnisvollen Gründen mit dem Ha[ß] des niedern und vornehmen Pöbels belastet worden, und diesen Ha[ß] nicht immer mit Liebe vergelten wollte."

Nichtsdestoweniger unternimmt es der Dichter schon in denselbe[n] Abhandlungen, dieses Mysterium aufzuhellen — mit Argumente[n] freilich, die man nicht durchgängig als überzeugende anerkennen kan[n]. Heine fragt: „Was ist aber der letzte Grund jenes Hasse[s], den wir in Europa zwischen den Anhängern der mosaische[n] Gesetze und der Lehre Christi bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Besonder[n]

veranschaulichte, im ‚Kaufmann von Venedig' ein schauerliches Bild geliefert hat? Ist es der ursprüngliche Bruderhaß, den wir schon gleich nach Erschaffung der Welt ob der Verschiedenheit des Gottesdienstes zwischen Kain und Abel entlodern sehen? Oder ist die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menschen hassen sich, um sich zu hassen, wie sie sich lieben, um sich zu lieben? Auf welcher Seite ist die Schuld bei diesem Groll? Ich kann nicht umhin, zur Beantwortung dieser Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzuteilen, die auch die Gegner Shylock's justifiziert: ‚Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrtümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache; seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zu Grunde, nur weiß es nicht seine Empfindungen richtig zu formulieren, und statt der Sache trifft sein Groll gewöhnlich die Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältnisse.' — — — — — ‚Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbesitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze seines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesmalige Zeitgeist lieh nun immer jenem Hasse seine Parole. Im Mittelalter trug diese Parole die düstre Farbe der katholischen Kirche, und man schlug die Juden tot und plünderte ihre Häuser, „weil sie Christus gekreuzigt" — ganz mit derselben Logik, wie auf St. Domingo einige schwarze Christen zur Zeit der Massacre mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatisch schrieen: ‚Les blancs l'ont tué, tuons nous les blancs!'" — So weit ist das alles recht schön und wahr; unser Denker entfernt sich im weiteren Verlaufe denn doch beträchtlich von der objektiven Erkenntnis in dieser Sache, wenn er das religiöse Moment beim Judenhasse rundweg negiert. „Nur abgefeimte Heuchler" — heißt es in diesem Betracht — „geben noch heute ihrem Hasse eine religiöse Färbung und verfolgen die Juden um Christi willen; die große Menge gesteht offenherzig, daß hier materielle Interessen zu Grunde liegen, und sie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer industriellen Fähigkeiten erschweren." — —

Das bleibt falsch, durchaus einseitig, wie richtig auch der Autor im Verlaufe noch die Ursachen und Folgen des „jüdischen Geschäftsgeistes" verkündet, daß das Volk in den Juden immer noch die „Repräsentanten des Geldbesitzes" haßt, obwohl Christen jetzt „eben so reich wie die Juden geworden sind." —

Das scheint Heine völlig zu entgehen, daß im untersten Grunde doch immer ein religiöses Moment als Motiv zurückbleibt. Heine war dazu noch nicht tief und energisch genug vom Christgeiste erfaßt worden, um das zu erkennen. Der wahre Schlüssel zu dieser Er-

kenntnis liegt im 11. Kapitel der Römer-Epistel, welches von Israel als Volk der Wahl spricht, und worin der große Apostel, der aus einem Saulus zum Paulus geworden, unter Anderem über die Israeliten die Wahrheit verkündet: „Nach dem Evangelio halte ich sie für Feinde, um euretwillen; aber nach der Wahl habe ich sie lieb, um der Väter willen." (Römer 11, 28.)

Das Tragische der Judenverfolgungen im Mittelalter hat Heine nirgendwo so ergreifend und anziehend geschildert als in seinem herrlichen novellistischen Fragmente „der Rabbi von Bacharach", worin unter Anderem auch die Poesie des jüdischen Passahfestes einen so beredten Ausdruck gefunden hat. —

Im Jahre 1850 ist Alfred Meißner wieder einmal Besucher des großen Freundes Heine in seiner „Matratzengruft". Seine Aufzeichnungen geben immer neue Beweise von dem allseitigen religiösen Interesse des Dichters. Einmal ist unter ihnen vom 2. Buche Mosis die Rede, woraus Heine Israels Auszug aus Ägypten eben gelesen hat. Vorher hatte Heine die bekannte Schilderung des Tacitus von den Religionsgebräuchen der Hebräer, welche dieser Historiker genus hominum absurdum atque sordidum nennt, vorgelesen. Nach Tacitus sollen die Juden unter Anderem in ihrem Tempel einen Esel göttlich verehren, von den Aussätzigen herstammen und so weiter. Diese Taciteische Esel-Theorie erweckte Heine's höchstes Entzücken. Meißner erzählt (a. a. O. p. 142): „Die Fülle des Wohlgefallens, mit welcher Heine diese Geschichte ablas, wollte nicht enden. Noch immer wiederholte er: ‚ein Esel im Tempel!' und schüttelte sich vor Lachen. ‚Haben Sie aber auch bemerkt', fuhr er fort, ‚welche Rolle der Esel in der heiligen Schrift spielt? Denken Sie an den Esel Bileams, an die Esel Sauls. Auf einem Esel hält Christus seinen Einzug. Daumer hat nicht Unrecht, wenn er von einer Eselreligion der Juden spricht' u. s. w.

Darauf entgegnete Meißner: „Diese Erzählung des Tacitus hat ihr Pikantes, aber ich möchte um keinen Preis jene andere Tradition aufgeben, die uns das zweite Buch Mosis von diesem Auszug entwirft. Welche Tragödie, durchzuckt von komischen Blitzen, wie sie in der Historie dieses Volks nie fehlen! Ist's Ihnen nicht auch so? Immer wieder in dieser heiligen Chronik verwandelt sich das furchtbare Antlitz Jehovahs in die Züge des alten Bekannten vom Trödelmarkt, der auf Pfänder leiht, und so ist es auch hier."

„Sie meinen die Geschichte von dem Ausleihen der Juwelen und Geschirre?" fragte Heine. — Darauf erzählt und liest dieser die betreffenden Begebenheiten vom Auszuge aus Ägypten nach Moses 2, 12. — Darauf schwieg Heine eine Weile und dann brachte er folgende Gedanken über die Judenverfolgungen vor (a. a. O. p. 146 – 148): „Es ist doch Unrecht, daß wir so spotten! Wenn Israel sich von Zeit zu Zeit durch kleine Gaunereien an seinen Bütteln rächt, —

es nimmt zur Entschädigung damit nur den millionsten Teil der Buße, die ihm gebührte! Seltsames Volk, das seit Jahrtausenden immer geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird und doch so zäh und treu an ihm hängt, wie kein anderes unter der Sonne. O! wenn Märtyrertum adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adlig vor vielen andern. Lesen wir doch die Geschichte des Mittelalters, dieser klassischen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Rittertums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandschatzungen und Massacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion gebildeten immer mehr als unter den rohesten und wildesten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen! O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe! Wissen Sie wohl, daß in Rom, in der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (von 1464 bis 1688) die Juden am letzten Carnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnisvollen Tieren in Verbindung, es liefen nämlich: 1. die Esel, 2. die Juden, 3. die Büffel, 4. die Berberpferde: man stieg von den niedrigsten und verächtlichsten Tieren zu den edelsten empor. . . Sie hören, mein lieber Meißner, wie ich fast in einem Atemzuge die Juden verspotte und bemitleide; sie scheinen mir aber auch in der That ebenso lächerlich als ehrwürdig zu sein. Ich konnte mich ihnen ausschließlich nicht opfern, wie z. B. Herr Gabriel Riesser und Andere, ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein. Dieses habe ich mit allen Artisten gemein, welche nicht für enthusiastische Momente schreiben, sondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, sondern für die Welt, nicht für einen Stamm, sondern für die Menschheit. Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer."

Letzteres klingt scheinbar parador, enthält jedoch tiefe Wahrheit; denn wer wie Heine das Wesen der specifisch-jüdischen Absonderung, das principium individuationis gänzlich überwunden hat, der hat ein Recht zu sagen, er wäre kein Jude im landläufigen Sinne des Wortes. —

Noch manch andere Bemerkung knüpfte Heine in tiefem Ernste daran. Aber auch auf diesen pathetischen Ernst folgte die baldige Aufheiterung, indem Heine erzählte (a. a. O. p. 150): „Wenn uns in diesen nächsten Tagen der kleine Weill besucht, so soll Ihnen, lieber Freund, auch noch eine andere Probe meiner Pietät für den uralten

Mosaismus gegeben werden. Weill war ehedem Vorsänger in der Synagoge, er besitzt eine metallreiche Tenorstimme und trägt die alten Wüstengesänge Juda's in ihrer ursprünglichen Reinheit der Tradition, von ihrer ganzen monotonen Einfachheit an bis zu der vollen Höhe alttestamentlicher Coloratur vor. Meine gute Frau, die gar nicht ahnt, daß ich ein Jude bin, wundert sich nicht wenig, wenn sie dieses unerhörte musikalische Lamento, dies Tremolieren und Quinquelieren zu Ohren bekommt. Als Weill seine erste Piece vortrug, verkroch sich Pudel Minko unter dem Sopha und Cocotte, der Papagei, wollte sich zwischen dem Käfiggitter erhängen. ‚Monsieur Weill! Monsieur Weill!' rief Mathilde ängstlich, ‚treiben Sie doch nicht allemal den Spaß zu weit!' Weill fuhr fort. Die Gute aber wendete sich an mich und fragte dringend: ‚Henri, sage mir, was sind das für Lieder?' — ‚Es sind unsere deutschen Volksgesänge,' erwiderte ich; ich bin bei dieser Aussage hartnäckig verblieben!" —

Der Empfindung für diesen schier unauslöschlichen Racenhaß, für die unendlichen Judenverfolgungen hat Heine bereits in früher Zeit einen mannigfach poetischen Ausdruck verliehen, so in dem kleinen bereits mitgeteilten Gedichte „An Edom!" mit dieser Anfangsstrophe:

„Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich atme,
Daß du rasest, dulde ich." —

und dann in dem Gedichte „Mit einem Exemplar des Rabbi von Bacharach", das hier ganz stehen mag:

„Brich aus in lauten Klagen
Du düstres Märtyrerlied,
Das ich so lange getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein."

Daß Heinrich Heine ein eifriger Fürstreiter für die volle Emancipation der Juden war, ist auch durchaus nicht genugsam bekannt und anerkannt. Aus den vierziger Jahren des Jahrhunderts sind zwei Schriften des Dichters vorhanden, in denen der Emancipation scharf und kräftig das Wort geredet wird, nämlich: „Ludwig Markus", Denkworte (Paris 1844) und der „Anhang" zum III. Teile der „französischen Zustände" unter dem Abschnitte „Aus den Pyrenäen" (1846), worin sich der III. und letzte Brief aus Barèges vom 20. August 1846 besonders mit der „bürgerlichen Gleichstellung und dem Nationalreichtum der Juden" befaßt.

Aus der ersteren Schrift sei Folgendes mitgeteilt: „Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Notwendigkeit." — — „Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöten, sie müßten froh sein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, daß es noch ein Volk Gottes giebt." Es folgen dann einige höchst wunderliche, grotesk formulierte Sätze, in denen die Notwendigkeit der Erhaltung des Judentums betont wird, um so wunderlicher, als sich Heine damit so merkwürdig widerspricht, denn wir werden bald hören müssen, wie oft und mannigfach Heine das Judentum vom psychiatrischen Standpunkte aus als fixe Idee, als Krankheit beleuchtet. — Aber in einer „späteren Note" zu dieser Markus-Schrift (vom März 1854) ist in bezug auf die Emancipation noch ein wirklich weitschauender, echt religionsphilosophischer Gedanke enthalten, der uns mit den oft so phantastischen, tollen Sprüngen und Tänzen des Dichters aussöhnt. Heine sagt dort: „Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte." —

Einen außerordentlich guten, durchaus gerechtigkeitsvollen Gedankengang in Sachen der Emancipation enthält der eben erwähnte Pyrenäenbrief über die Gleichstellung der Juden. Es ist davon die Rede, daß Herr Achilles Fould zu Tarbes gewählt worden (August 1846) und in der nächsten Deputiertenkammer wieder die „hohen Pyrenäen" vertreten wird. Daran knüpft Heine die folgenden höchst beachtenswerten Sätze: „Seine Erhebung zur Deputation macht mir ein wahrhaftes Vergnügen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dadurch das

Prinzip der bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten in seiner letzten Konsequenz sanktioniert wird. Es ist freilich, sowohl durch das Gesetz wie durch die öffentliche Meinung, hier in Frankreich längst der Grundsatz anerkannt worden, daß den Juden, die sich durch Talent oder Hochsinn auszeichnen, alle Staatsämter ohne Ausnahme zugänglich sein müssen. Wie tolerant dieses auch klingt, so finde ich hier doch noch den säuerlichen Beigeschmack des verjährten Vorurteils. Ja, so lange die Juden nicht auch ohne Talent und ohne Hochsinn zu jenen Aemtern zugelassen werden, so gut wie Tausende von Christen, die weder denken noch fühlen, sondern nur rechnen können: so lange ist noch immer das Vorurteil nicht radikal entwurzelt, und es herrscht noch immer der alte Druck! Die mittelalterliche Intoleranz schwindet aber bis auf die letzte Schattenspur, sobald die Juden auch ohne sonstiges Verdienst, blos durch ihr Geld zur Deputation, dem höchsten Ehrenamte Frankreichs, gelangen können, eben so gut wie ihre christlichen Brüder, und in dieser Beziehung ist die Ernennung des Herrn Achilles Fould ein definitiver Sieg des Princips der bürgerlichen Gleichheit" —

Das ist in Wirklichkeit ein Kabinetsstück, worin volle Wahrheit, tiefe Gerechtigkeit und feinste Ironie in harmonischem Bunde vereint sind. — Es mag übrigens erwähnt werden, daß Heine in einer späteren Notiz (Mai 1854) den Fähigkeiten des Herrn Fould ganz anders gerecht wird. Er sagt dort: „Da ich jedes Unrecht am Ende selbst eingestehe, so will ich zu meiner eigenen Beschämung hier erwähnen, daß der Mann (sc. Fould), dem ich jede Kapacität absprach, sich bald darauf als ein Staatsmann von höchster Bedeutung auszeichnete. Ich freue mich darüber." —

In seinen Kämpfen zu Gunsten der Juden, in der großen Frage der Emancipation berührt Heine auch manch abergläubischen Vorwurf der Christenheit gegen das auserwählte Volk, besonders den uralten und auch heute noch immer nicht ausgerotteten Aberglauben, daß die Juden rituellen Christenmord ausüben. Die Greuelscenen der Juden in Damaskus im Jahre 1840 veranlassen Heine, den Korrespondenten, sich über derartigen Aberglauben zu verbreiten. So lesen wir denn im II. Teile der französischen Zustände (Pariser Brief vom 7. Mai 1840), daß der französische Consul in Damaskus, der Graf Ratti-Menton den occidentalischen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damaskus eine Schrift austeilte, worin die Juden des Christenmords bezichtigt waren." Die Folgen waren jene schrecklichen Blutscenen gegen Israel in Damaskus. — Es ist auch heutzutage leider noch immer nicht überflüssig, hier die Worte zu wiederholen, welche Heine in einem späteren Briefe (X.) darüber gegen keinen Geringeren als Thiers vorträgt: „Hörte man ihn reden" — so schreibt Heine — „so könnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht

der Juden sei Kapuzinerfleisch. — Aber nein, großer Geschichtsschreiber und sehr kleiner Theolog, im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Atzung, der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuß ist ihnen ganz eigentümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungsceremonieen, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefsinnig kosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Tierwelt, welche gleichsam eine physische Ethik bildet und von Paulus, der sie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden." —

Einige besonders originelle Gedankenblitze über Judenhaß und Judentum überhaupt sind in dem bereits erwähnten Buche: „Letzte Gedichte und Gedanken" aufbewahrt, von denen hier noch folgende drei Aussprüche mitgeteilt sein mögen (p. 195/196):

„Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholizismus, Adel, gesteigert durch Teutomanen (Rühs)." —

„Die jüdische Geschichte ist schön, aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!" —

„Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — das ist das Allertragischste." — —

Es ist sattsam bekannt, daß Heine selbst viel unter dem Judenhasse zu leiden hatte. Er konnte hier sehr empfindlich sein und hat in einem Falle — dem Grafen von Platen gegenüber — schlimme Rache genommen. Heine mochte selbst empfinden, daß er hier viel zu weit gegangen war und suchte sich in Briefen an seine Freunde darob zu rechtfertigen. So schreibt er seinem Freunde Varnhagen von Ense aus Hamburg, den 4. Februar 1830: „Freilich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. — Ich sage das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorge entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München jüngst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmälig ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt

manuscriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Andrer, und das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und Andere Vergeltung übt. Genug davon." — (Vgl. „Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, Leipzig 1865; p. 201).

Nun, um der Rücksichtslosigkeit willen wird in diesem Sinne auch Heine nicht ernstlich getadelt werden können, — entschiedenen Tadel jedoch verdient die unsaubere Form, in welcher die Strafe vollzogen ward.

Diesen weiten Abschnitt über Juden und Judentum im Lichte Heine's soll nun die bei unserm Autor wiederholentlich vorkommende, frappante Betrachtung über Judentum als fixe Idee, Judentum als Krankheit beschließen. — Es ist dieses nichts mehr und nichts weniger, als das so sehr fesselnde Ahasverus-Problem, die Mär vom ewigen Juden, nach Art Alexanders des Großen wie den gordischen Knoten zu behandeln. —

Die Ahasverus-Sage berührt Heine nicht selten. In seinen Briefen an Moser schreibt er einmal in seiner Jünglingszeit Folgendes (aus Norderney vom 8. Juli 1826): „Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren."

Der Dichter fuhr fort, sich poesievoll in den weißen Ahasverusbart zu versenken. Was hat es mit dieser Legende auf sich? Wie ist die Welt und zumal die in erster Reihe Beteiligten vom Fluche des Ahasverus zu erlösen?

In den italienischen Reisebildern spricht Heine vor Mylady viel von Religionsbegriffen, vornehmlich über dasjenige Volk, von welchem überhaupt eine positive Religion zu allen Völkern gekommen ist. Mylady schleudert aus dem vollen Brusttone der sittlichen Entrüstung ihr Anathema über das ewige Gottesvolk aus: „Goddamn! dieses Urübelvolk!"

Und darauf enthüllt ihr der Dichter einige Ahasverus-Ideen, wie folgt: „O, Mathilde, es ist längst verdammt, und schleppt seine Verdammnisqualen durch die Jahrtausende. O, dieses Ägypten! seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer

unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und ebenso unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen. —

„Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?"

„Ja, eben da sitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben sein Gebet, ein schauriges Gebet, worin er seine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht." (Die Stadt Lukka, Kapitel 13).

Heine sinnt der Starrköpfigkeit des Volksstammes Israel weiter nach. Wie ist es wohl möglich, daß ein Volk, welches allen freiheitlichen, freisinnigen, fortschrittlichen Ideen so enthusiastisch ergeben ist, in religiösen Dingen so unerhört konservativ ist? — Diesen stockconservativen Zug des israelitischen Volksgeistes in religiösen Dingen beleuchtet Heine in drastischer Komik in seinen „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" (1831), worin er viel vom kleinen Simson erzählt, unter Anderem (im Kapitel 9) Folgendes: „Trotz dieser göttlichen Indifferenz, trotz diesem fast menschlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simson doch der beständige Champion des Deismus, und ich glaube, aus angeborener Neigung. Denn seine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einst mit seiner besonderen Liebe protegiert und das daher bis auf diese Stunde eine gewisse Anhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden sind immer die gehorsamsten Deisten, namentlich diejenigen, welche, wie der kleine Simson, in der freien Stadt Frankfurt geboren sind. Diese können bei politischen Fragen so republikanisch als möglich denken, ja sich sogar sanskulottisch im Kote wälzen; kommen aber religiöse Begriffe ins Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetischs, der doch von ihrer ganzen Sippschaft Nichts mehr wissen will und sich zu einem gottreinen Geist umtaufen lassen." —

Wenn sich dann Heine phantasievoll ausmalte, wie die starren, orthodoxen Bekenner des Mosaismus sich in ihrem strengen Gottesdienste verhielten, namentlich, wie dabei fanatischer Glaubenseifer den Gesichtsausdruck bei gewissen Gebeten nicht selten unheimlich

entstellte, dann mochte ihm solches starre Judentum als etwas Krankhaftes, Wahnvolles, kurz als die Inkarnation einer fixen Idee in religiöser Form erscheinen.

Heine hat diesem unheimlichen Phänomen mit großer unerschrockener Objektivität in die Augen gesehen und mit unentwegbarer Ruhe die psychiatrische Sonde an diese wunde Stelle des uralten Ahasverus gelegt. Diesen Proceß vollzieht der Dichter und Denker in seinen Arbeiten, die Shakespeare's Mädchen und Frauen gewidmet sind. Welch andres Drama kann hier gemeint sein, als „Der Kaufmann von Venedig?" Hat ihn die Zeichnung des Jessica-Charakters schon zu vielen Ideen über das Volk Israel veranlaßt — so kommen ihm ganz andere Ideen über dasselbe Volk, wo er Porzia charakterisiert. Heine kommt hier schließlich zur Erkenntnis, daß selbst eine Porzia mit ihrer Herrlichkeit im Vergleich zur Persönlichkeit Shylock's sehr bald die Eindrucksfähigkeit verlieren muß. Der Dichter träumt sich nach Venedig hin und glaubt überall auf dem Rialto dem Shylock zu begegnen — so lebendig ist durch den Riesengenius Shakespeare's diese Gestalt in ihm geworden. »Aber" — so erzählt Heine — „ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entschloß mich daher, die alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern."

Im weiteren Verlaufe entrollt uns nun Heine eine wahrhaft erschütternde Vision von all dem Krankhaften, Irren und dabei doch so Mitleidsvollen, Versöhnenden der Ahasverus-Idee. Die folgenden Heine'schen Worte sprechen ohne weiteren Kommentar die allerdeutlichste Sprache. „Indem ich" — so heißt es dort — „nach dem alten Shylock umherspähend, all die blassen, leidenden Judengesichter aufmerksam musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nämlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jetzt in der Synagoge fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere, halb unstäte, halb pfiffige, halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche, rätselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volkes geworden, das, trotzdem daß man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Douche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo sah, und der sich ebenfalls nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein englischer Käse sei,

daß die Strahlen derselben aus lauter roten Würmern beständen, und daß ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Hirn zerfresse?

„Ich will hiermit keineswegs den Wert jener fixen Idee bestreiten, sondern ich will nur sagen, daß die Träger derselben zu schwach sind, um sie zu beherrschen, und davon niedergedrückt und inkurabel werden. Welches Martyrium haben sie schon um dieser Idee willen erduldet! welches größere Martyrtum steht ihnen noch bevor! Ich schaudre bei diesem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieselt mir durchs Herz." — — —

Zu Ende dieser seelenergreifenden Schilderung läßt der Dichter noch eine Stimme vernehmen, die aus einem Wesen erklingt, welches gewissermaßen die Krystallisation dieses jahrtausendlangen, ahasverischen Schmerzes in sich darstellt; wir dürfen es als die Stimme der dichterischen Persönlichkeit selbst begreifen. Diese ruft aus: „Aber gegen Abend, wo nach dem Glauben der Juden die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrtum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Röcheln einer Seele, welche totmüde niedersinkt vor den Himmelspforten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: ‚Jessika, mein Kind!'" — —

Von der Krankheit des ewigen Judentums hat Heine auch noch in späterer Zeit ein ergreifendes Lied gesungen, betitelt „Das neue israelitische Hospital zu Hamburg." Das Gedicht umfaßt acht Strophen, von denen die ersten vier jenem Gedanken geweiht sind; man höre:

„Ein Hospital für arme, kranke Juden,
Für Menschenkinder, welche dreifach elend,
Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
Mit Armut, Körperschmerz und Judentume.

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glauben.

Unheilbar tiefes Leid! Dagegen helfen
Nicht Dampfbad, Douche, nicht die Apparate
Der Chirurgie, noch all' die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen bietet.

Wird einst die Zeit, die ew'ge Göttin, tilgen
Das dunkle Weh, das sich vererbt vom Vater
Herunter auf den Sohn, — wird einst der Enkel
Genesen und vernünftig sein und glücklich?"

Die Schlußstrophe klingt erst recht schmerzverloren:

„Er gab mit reicher Hand — doch reichre Spende
Entrollte manchmal seinem Aug', die Thräne,
Die kostbar schöne Thräne, die er weinte
Ob der unheilbar großen Bruderkrankheit."

Wie kaum Jemand zuvor hat Heine die Wunde, an welcher das Volk Israel krankt, mit grell-düsterstem Fackelscheine beleuchtet; allein Mittel und Wege anzugeben, wie das israelitische Volk von dieser „Krankheit" genesen mag und kann — das war ihm nicht beschieden. — —

## VIII.

Wir haben nunmehr noch einmal den Blick auf Heine's allgemeine Religiosität zu werfen, indem wir uns anschicken, schließlich noch zu betrachten, wie der schwergeprüfte Dichter am Abend seines Lebens den Weg zu Gott zurückfand.

Daß in den letzten Jahren sich im Gemüte des Dichters in Wahrheit nach und nach eine ernste Bekehrung vorbereitete und vollzog, das werden zwar auch heute noch Viele bestreiten: allein sie werden ihre dergestaltete Skepsis durchaus nicht glaubwürdig machen können. Vielmehr läßt es sich aus direkten Zeugnissen der Zeitgenossen des duldenden Dichters und aus dessen eigenen Bekenntnissen in Poesie und Prosa unwiderleglich nachweisen, daß in Wahrheit eine religiöse Wiedergeburt in Heine's Gemüte stattgefunden hat, wenn auch zugestanden werden muß, daß seine im Innersten skeptische Natur dieser Religiosität zu einem oft recht sonderbaren Ausdrucke verholfen hat. —

Hören wir erst einige Stimmen, die berufen erscheinen, ein vertrauenswürdiges Wort über diesen Proceß in Heine vorzutragen.

Zuerst Alfred Meißner. Als sich dieser im Jahre 1850 wieder einmal bei seinem Freunde Heine befand — also etwa sechs Jahre vor dem Tode des Dichters — da sind bereits Symptome dieser religiösen Einkehr offenbar.

Meißner erzählt (a. a. O. p. 152 ff.): „Es war dies die Zeit, wo man allgemein von Heine's Bekehrung sprach. Diese meinten, er kehre im Geiste zum Christentum, jene, noch abenteuerlicher, behaupteten, er kehre zum Judentum zurück. Ein paar Stellen in den Vorreden zu neuen Ausgaben seiner Bücher und der Umstand, daß die Bibel oft auf seinem Tische zu sehen war, geben den Anlaß zu diesen Gerüchten.

„Wir sprachen selten über diesen Punkt, doch schien es mir in der That, daß religiöse Gedanken Heine'n damals vielfach beschäftigten. Es konnte dies bei einem Geiste, wie der seinige war, nicht anders sein. Wenn die Sonne der Poesie und der Lebensfreude zu verblassen anfängt an einem Horizonte und über einem Leben, in welchem sie ohnehin das einzige Positive waren, tritt das Mondlicht einer jenseitigen Glaubenswelt wieder hervor und beleuchtet mit unsicher zitterndem Scheine die öden Trümmer." —

Als aber Meißner das letzte Mal vor Heine stand — im August 1854 — da ward ihm dessen ernste Bethätigung in und an der Religion zu vollster Überzeugung. Als Meißner hier die neuesten poetischen Erzeugnisse des langsam hinwelkenden Dichters kennen lernte, die zum teil r e l i g i ö s e r Natur waren, da wurde ihm die Vertiefung des Heine'schen Geistes sonnenklar: „Ich fühlte es tief" – bekennt Meißner: — (p. 200) „Das schreckliche Krankenlager hatte seine Natur auf eine t r a g i s c h e H ö h e gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der schweren physischen Leiden hatte seine Seele gewaltsam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Heine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt, und wollte durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Gespräch, rächte sich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und streckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre sein Geist schon entflohen. Nur das über sein Gesicht oft blitzartig fahrende Zucken verriet noch, daß er lebe — aber ein unsäglich gequältes Leben."

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellungen giebt Meißner neue, deutliche Aufschlüsse über Heine's r e l i g i ö s e U m k e h r. Meißner bekennt klar und deutlich (a. a O. p 228 f.): „Es ist ganz wahr, daß Heine in der schrecklichen Isolierung, die ihm gegen das Ende seines Lebens zu teil ward, in der durch Folter geschärften Zellenhaft seiner späteren Existenz sich viel mit der Gottes- und Unsterblichkeitsfrage beschäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Versuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Witzes abzugewinnen. Die Größe einer solchen Frivolität paßt zu sehr zu einem so gearteten Wesen, als daß es nicht Leute gegeben haben sollte, die ihn eines solchen Spieles anklagten, aber

nein — es war kein Spiel, es war eine Reihe ernsthaftester Bekehrungsversuche, die er an sich selbst anstellte." —

Nur darin befindet sich Meißner in der Irre, wenn er wiederholentlich behauptet, erst auf seinem Krankenlager haben sich in Heine Gedanken über Gott und Unsterblichkeit aufgedrängt. — Diese ganze Darstellung über Heine's Verhältnis zur Religion hat wohl deutlich gezeigt, daß der Dichter sein ganzes Leben lang für religiöse Probleme empfänglich war; nu das steht fest, daß der Sinn für das Religiöse am Abend seines Daseins in Folge seiner einzigartigen Leiden ein besonders vorwaltender blieb.

Im Jahre 1857 ließ Schmidt-Weißenfels seine Studie „über Heinrich Heine" erscheinen. Dieser Autor ist jedenfalls kein einseitiger Bewunderer der Heine'schen Muse, vielmehr tadelt und geißelt er die Schwächen und Gebrechen des Dichters stark und nachdrucksvoll genug.

Auch Schmidt-Weißenfels belehrt uns über diese Punkte im letzten Abschnitte seiner Schrift (6. Totenehre) darüber, wie folgt (p. 146 f.): „Es ist sonderbar, wie viel die Anhänger und Freunde des Dichters darauf legten, aus Heine den Chef einer Partei zu machen, welche nichts Heiliges anerkannte" — — — — „Sie setzten ihren Triumph darin, Heinrich Heine wie einen auf der Matratze genagelten Satan oder einen am Felsen der Sinnlichkeit geschmiedeten Prometheus bis hin zu seinen letzten Stunden zu schildern und beförderten auf alle Weise die Vorstellung, daß Heine im Angesichte seiner Qualen zufrieden mit der Theorie seines Lebens sei. Zur Ehre des Verstorbenen darf man dies nicht glauben; es giebt Beweise genug dafür, daß Heinrich Heine einen innern Menschen hatte, der seinem äußeren nicht glich: er mochte es wohl verheimlichen wollen, weil er sich schämte, ein Mensch gleich anderen zu sein; — — — — „Er höhnte die Welt am meisten, indem er sie in seinem Gemüte verleugnete: aber weder Tugend noch Religion wurden von ihm im Inneren verachtet."

Auch folgende schön versöhnende Worte spricht Schmidt-Weißenfels dort über Heine aus (p. 140): „Selbst ein äußeres Zeichen seiner Reue abzugeben, scheute er sich nicht im Gefühl des nahenden Todes. Er fühlte die Verpflichtung, auch der Welt gegenüber seine Irrtümer zu bekennen. In seinem Testamente, welches er kurz vor seinem Tode schrieb, klagt er sich selbst seiner Verirrungen an und hat den Mut für seine Pietätlosigkeit gegen ‚heilige Dinge', für seine literarischen Verstöße gegen die ‚Moral' und die ‚guten Sitten' bei dem ‚Einen und ewigen Gott' in tiefer Zerknirschung Abbitte zu thun.' Dies Testament, welches seine schlechten Werke richtet, ist heute noch fast unbekannt und merkwürdiger Weise von seinen Freunden bisher sorgsam ignoriert. Wie kommt es, daß man dies letztwillige Vermächtnis des Dichters der deutschen Nation vorenthält?

„Dies Testament Heinrich Heine's söhnt mit dem Menschen vollständig aus; die letzten Worte eines Sterbenden erdrücken mit ihrem Gewicht alle Makel und Irrtümer des ganzen Lebens." —

Heine's Biograph Strodtmann, welcher ebenfalls der Krankheit des Dichters einen großen Einfluß auf dessen religiöse Palingenesis zuschreibt, erkennt jedoch durchaus dessen entschieden religiöses Gemüt an. Im letzten Kapitel seiner Biographie („Die Matratzengruft"), worin die mit stärkstem Heroismus ertragenen Leiden des Helden lebendig geschildert werden, giebt uns Strodtmann auch folgende Aufklärung (a. a. O. II., p. 379): „Wenn diese Erklärung" (an Campe), „daß ‚das Krankenbett durchaus wenig Anteil' an Heine's veränderter Denkweise über religiöse Dinge habe, unserer obigen Behauptung gewissermaßen ein Dementi erteilt, so ist doch der Widerspruch nur ein scheinbarer. Denn allerdings gedenken wir nicht in Abrede zu stellen, daß die religiöse Umwandlung des Dichters, wenn auch erheblich durch die Qual und Vereinsamung des Krankenbettes gefördert, zugleich in der ganzen geistigen Anlage Heine's ihren natürlichen Stützpunkt fand. So paradox der Ausspruch Manchem klingen mag, Heine war von jeher ein religiöses Gemüt, und der Spott, mit welchem er die kirchlichen Dogmen aller Konfessionen befehdete, entfloß keinesweges allein einer satyrischen Laune, sondern eben so sehr dem geheimen Schmerz, in ihnen keine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu finden." —

Vernehmen wir nunmehr einige poetisch hingehauchte Versuche des scheidenden Sängers über die letzten und höchsten Probleme des Menschengeistes — gewissermaßen eine in Heine'sche Poesie getauchte Eschatologie.

Bekanntlich giebt uns Heine im Nachworte zum „Romanzero" selbst ausführliche Aufschlüsse über seine religiöse Umkehr. Er bekennt dort unumwunden: „Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichsten Bergpfade der Dialektik" — Heine hat sich also aus dem verschwommenen Pantheismus zum Glauben an den einen persönlichen Gott zurückgefunden. Aber Dogma und alle Symbolik des Glaubens weist er durchaus von sich: „Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt." —

Ein wahrhaft frommes Gedicht aus den letzten Zeiten des Dichters ist sein Halleluja, in Wahrheit vom Hauche des königlichen Psalmisten durchweht, so gleich der prächtige Anfang:

Am Himmel Sonn' und Mond und Stern',
Sie zeugen von der Macht des Herrn,
Und schaut des Frommen Aug' nach oben,
Den Schöpfer wird er preisen, loben.

Ich brauche nicht so hoch zu gaffen,
Auf Erden schon find' ich genug
Kunstwerke, welche Gott erschaffen,
Die würdig der Bewunderung.

Ja, lieben Leute, erdenwärts
Senkt sich bescheidentlich mein Blick
Und findet hier das Meisterstück
Der Schöpfung: unser Menschenherz."

Nachdem dann des Weiteren das schöne Walten Gottes in der Natur und in der Menschheit selbst gepriesen ist, wird das schöne Gedicht mit einem Triumphgesang über das nichtige Heidentum (Hellenentum) also beschlossen:

„Groß ist des Herrn Gloria,
Hier unten groß, wie in der Höh',
Ich singe ihm ein Kyrie
Eleison und Halleluja.

Er schuf so schön, er schuf so süß
Das Menschenherze, und er blies
Hinein des eigenen Odems Geist,
Des Odems, welcher Liebe heißt.

Fort mit der Lyra Griechenlands,
Fort mit dem liederlichen Tanz
Der Musen, fort! In frömmern Weisen
Will ich den Herrn der Schöpfung preisen.

Fort mit der Heiden Musika!
David's frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang!
Mein Psalm ertönt: Halleluja!"

Besonders wichtig für die Erkenntnis des himmelhoch gehenden Sehnens der Heine'schen Seele ist die seinem tiefsten Innern entstammende Gruppe der letzten „Lazarus"-Lieder. Schwer ist das Kämpfen, das Ringen dieser Seele, die sich vom gemarterten Leib loswinden möchte. Nr. 1., das die gute wie bedenkliche Seite der derartigen Heine'schen Betrachtungen vor Augen führt, mag hier ganz folgen:

„Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte?
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte.

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?"

Die zweite Strophe, die schwerwiegendste des Ganzen, bringt die ähnliche Frage des Propheten Jeremias lebhaft in die Erinnerung. Dieser Prophet hat wohl zuerst die schwere, ewig neue Frage als eine wahre Sphynx in die Welt geschleudert: „Jehovah, wenn ich gleich mit Dir rechten wollte, so behältst Du doch Recht; dennoch muß ich vom Recht mit Dir reden. Warum geht es doch den Gottlosen so wohl, und die Verächter haben Alles die Fülle? (Jerem. 12, 1.) Freilich findet der Gottesprophet Jeremias eine andere Antwort als dieser Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. —

Als Meißner zum letzten Male in Paris bei Heine war, legte dieser dem Freunde auch seine neuesten Gedichte vor, auch „religiöse", wie sich Heine selbst ausdrückte. Kaum hatte Meißner das hier eben mitgeteilte Gedicht von den „heil'gen Parabolen" zu Ende gelesen, als er zum Dichter sagte: „Das nennen Sie religiös? Ich nenne es atheistisch", worauf dann Heine lächelnd erwiderte: „Nein, nein, religiös, blasphemisch-religiös" — (Meißner, a. a. O. 197/198).

Aus dieser Lieder-Gruppe „Zum Lazarus" geht auch aufs neue so klar hervor, wie innig, fast überirdisch Heine sein treues, gutes Weib liebte; in all seine metaphysischen Gedanken und Träumereien mischt sich die holde Gestalt seiner Mathilde. So singt er einmal (Nr. 12):

„Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort find ich keine schönre Frauen
Als ich bereits auf Erden fand.

Kein Engel mit den feinsten Schwingen
Könnt mir ersetzen dort mein Weib;
Auf Wolken sitzend Psalmen singen,
Wär auch nicht just mein Zeitvertreib." —

Das Gedicht ist im übrigen noch ein deutlicher Beweis, wie sehr der Dichter mit seinem kranken, siechen Leib noch am Leben hing.

In einem anderen Gedichte derselben Gruppe betont Heine in vollem Pessimismus das völlig Ungesunde des Erdballs:

„Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zu Grund,
Ja, zu Grund muß Alles gehn,
Was hienieden groß und schön.“ —

Er wendet dann seine Geistesblicke dem Sternenhimmel zu und gefällt sich im Ausmalen der Anschauung, daß die Sterne droben viel klüger, weiser als die Erde sind, daß sie sich fern von diesem richtigen Erdentreiben halten, dem sie dennoch nicht ihr inniges Mitgefühl versagen können, z. B.:

„O wie klug sind doch die Sterne!
Halten sich in sichrer Ferne
Von dem bösen Erdenrund,
Das so tödlich ungesund.

Kluge Sterne! wollen nicht
Leben, Ruhe, Himmelslicht
Hier einbüßen, hier auf Erden,
Und mit uns elendig werden.“ — —

Doch:

„Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schaun sie oft auf unser Wehe;
Eine goldne Thräne fällt
Dann herab auf diese Welt.“ —

Dies Gedicht ist transcendenter Natur; es offenbart sich in ihm — wenn auch mehr indirekt — die Harmonie, der Monismus des Weltalls, der innere Zusammenhang, der zwischen allen Gestirnen, Planeten des Firmamentes obwaltet. —

Wie entsetzlich schwer das Sterben ist, mag keiner eindringlicher besungen haben, als Heine, der trotz unsäglicher Körperqualen, obwohl er tausendmal den Tod vor Augen sah, — doch nicht zur Resignation gelangen kann. In einem Sonett derselben Gruppe ertönt wieder die alte Klage:

„Der Hand entsinkt das Saitenspiel. In Scherben
Zerbricht das Glas, das ich so fröhlich eben
An meine übermüt'gen Lippen preßte.

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! Wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste.“

Das Seufzen nach Erlösung im letzten Gedichte (24) dieser Gruppe hat wieder in seiner Verbindung von tiefem Ernst und

bedenklichem Humor etwas sehr Charakteristisches. Die Schlußstrophen mögen dafür zeugen:

„O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrtume habe.

Ob Deiner Inkonsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune;
Du schufest den fröhlichsten Dichter, und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch,
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule Dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!"

Viel offenbare transcendentale Weisheit atmet auch das längere Gedicht „Himmelfahrt", das trotz des scheinbar tollen Humors doch entschieden darthut, wie titanisch der so arg zerquälte Dichter den letzten Fragen und Dingen der Welt gegenübersteht. Hinter diesen humoristischen Ausbrüchen steckt in Wahrheit furchtbarer Ernst. Das Gedicht beginnt:

„Der Leib lag auf der Totenbahr;
Jedoch die arme Seele war
Entrissen irdischem Getümmel,
Schon auf dem Wege nach dem Himmel."

Es entspinnt sich eine lange Unterredung zwischen dem neuen Himmels-Eindringling und Sankt Peter. Zunächst wird der Philosophie sehr energisch das Haupt gewaschen:

„Sankt Peter rief: ‚O weh! o weh!'
Die Philosophie ist ein schlechtes Metier.
Wahrhaftig, ich begreife nie,
Warum man treibt Philosophie.
Sie ist langweilig und bringt nichts ein,
Und gottlos ist sie obendrein;
Da lebt man nur in Hunger und Zweifel,
Und endlich wird man geholt vom Teufel." — —

Des Weiteren erfahren wir nun in echt anthropomorphischer Weise die Lehre, daß die Seelen im Himmelreiche im Großen und Ganzen ihre lieben Schwächen und Eigenheiten mit ins Jenseits gebracht haben, daß Selbstgefälligkeit und Eitelkeit da droben noch so regieren wie auf Erden:

„Die Sänger, im Himmel wie auf Erden,
Sie wollen alle geschmeichelt werden —
Der Weltkapellenmeister hier oben,
Er selbst sogar hört gerne loben
Gleichfalls seine Werke, er hört es gern,
Wenn man lobsinget Gott dem Herrn,
Und seinem Preis und Ruhm ein Psalm
Erklingt im dicksten Weihrauchqualm." —

Man kann auch hieraus erkennen, wohin es führt, wenn sich die Phantasie Dinge ausmalen will, vor denen doch die Grenze unseres Verstandes offenbar wird; daher ist hier demutvolles Schweigen allein geboten. Wer dann nicht schweigen kann und mag, läuft Gefahr, gotteslästerlich oder unsinnig zu werden.

Auch dem Auferstehungsgedanken hat sich des Dichters Phantasie im Anschluß an das Evangelium hingegeben. Das Gedicht „Auferstehung im Lazarus" (Nr. 3) darf seinem Kerngehalte nach als sittlich-religiös bezeichnet werden, wie z. B. aus folgenden Strophen hervorleuchtet:

„Als Freigraf sitzet Christus dort
In seiner Apostel Kreise.
Sie sind die Schöppen, ihr Spruch und Wort
Ist minniglich und weise.

Sie urteln nicht vermummten Gesichts;
Die Maske läßt jeder fallen
Am hellen Tage des jüngsten Gerichts,
Wenn die Posaunen schallen."

Unsterblichkeit der Seele, Zusammenhang zwischen Leib und Seele hat Heine in seinen letzten Gedichten noch einmal in einem eigenen Gedichte „Leib und Seele" behandelt. Auch dieses Gedicht atmet alle Vorzüge und Schwächen der religionsphilosophischen Weise unseres Dichters. „Die arme Seele spricht zum Leibe", wie schwer es ihr doch wird, sich vom Leibe, ihrem „zweiten Ich" zu trennen, der Seele ist das ein entsetzlicher Gedanke:

„Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstrakt,
Hinlungern als ein sel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,

In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen. —

Der Leib sucht nun die Seele zu trösten; sie müssen beide dem Schicksal geduldig gehorchen; der Leib vergleicht sich mit dem Docht der Lampe, während die Seele der Spiritus ist, der nun droben im Himmel auserlesen ist. —

„Zu leuchten als ein Sternelein
Vom reinsten Glanz. — Ich bin nur Plunder,
Materie nur, wie morscher Zunder
Zusammensinkend, und ich werde,
Was ich gewesen, eitel Erde.

Und so nimmt der Leib resigniert Abschied von seinem zweiten höheren Ich, der Seele. — Daß auch diesem Gedichte schließlich ein artiger Witz angehängt ist — wird den nicht wundern, der da weiß, daß der Witz von Heine unzertrennbar war, er war seine andere Natur. Der Witz blieb diesem singularen Manne bis zum letzten Atemzuge getreu. Meißner erzählt folgendes Beweisstück. „Einige Stunden vor seinem Ende stürzte ein Bekannter in sein Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!" (a. a. O. 258/259.)

Trotz des ewigen Witzes war so viel erhabener Ernst in Heine, daß der Ausdruck des Entschlafenen etwas durchaus Heilandsartiges an sich trug, ein Bild der Verklärung. — „Er war als Leiche" — erzählt Meißner — „so schön, wie ihn niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen habe. Die Totenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest."

---

So hatten wir denn den Lebensgang und das Lebenswerk Heinrich Heine's durchzogen, um den nachdrücklichen Beweis zu liefern, daß er ein entschieden religiöses Gemüt besaß, daß er sein Lebenlang über alle Seiten und Phasen des religiösen Wesens nachsann und zum Teil sehr geniale Offenbarungen über alle religiösen Fragen in Versen und in Prosa vortragen konnte. Man kann im Guten wie im Bösen erstaunlich viel aus der Art lernen, wie Heine das Religiöse behandelte, zumal wie er es überall dichterisch verwebte. Eben dieses Stück religiöser Poesie, das in seinen Werken von seinem ewigen Suchen und Streben nach der überirdischen Gewalt zeugt, spricht auch für